

**Geschichte des deutschen Buchhandels
im 19. und 20. Jahrhundert**

Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert

Im Auftrag des Börsenvereins
des Deutschen Buchhandels herausgegeben
von der Historischen Kommission

Band 2: Die Weimarer Republik 1918 – 1933

K · G · Saur München 2007

Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert

Die Weimarer Republik 1918 – 1933

Teil 1

Im Auftrag der Historischen Kommission herausgegeben
von Ernst Fischer und Stephan Füssel

K · G · Saur München 2007

Herausgeber: Historische Kommission

Ordentliche Mitglieder: Prof. Dres. h.c. Klaus G. Saur, Berlin, Vorsitzender; Prof. Dr. Reinhard Wittmann, Oberachau, Stellv. Vorsitzender; Prof. Dr. Stephan Füssel, Mainz; Wilhelm Hohmann, Stuttgart; Prof. Dr. Georg Jäger, München; Prof. Dr. Siegfried Lokatis, Berlin; Dr. Wulf D. von Lucius, Stuttgart; Prof. Dr. Ursula Rautenberg, Erlangen; Thedel von Wallmoden, Göttingen.

Korrespondierende Mitglieder: Prof. Dr. Hans Altenhein, Bickenbach; Dr. Werner Arnold, Wolfenbüttel; Dr. Jan-Pieter Barbian, Duisburg; Prof. Frédéric Barbier, Paris; Dr. Hans-Erich Bödeker, Göttingen; Prof. Dr. Bernhard Fabian, Münster; Dr. Bernhard Fischer, Marbach/N.; Prof. Dr. Ernst Fischer, Mainz; Prof. Dr. John Flood, London; Dr. Thomas Keiderling, Leipzig; Dr. Michael Knoche, Weimar; Prof. Dr. Hans-Joachim Koppitz, Mainz; Dr. Mark Lehmsstedt, Leipzig; Prof. Dr. Alberto Martino, Wien; Prof. Dr. Ulrich Ott, Marbach/N.; Prof. Dr. Günther Pflug, Frankfurt a.M.; Lothar Poethe, Leipzig; Dr. Karl H. Pressler, München; Prof. Dr. Dres. h.c. Paul Raabe, Wolfenbüttel; Prof. Dr. Helmut Röttsch, Leipzig; Prof. Dr. Walter Rüegg, Veytaux-Chilion; Prof. Dr. Wolfgang Schmitz, Köln; PD Dr. Ute Schneider, Mainz; Herta Schwarz, Frankfurt a.M.; Dr. Volker Titel, Erlangen; Prof. Dr. Peter Vodosek, Stuttgart; Clara Waldrich, München; Prof. Dres. Bernhard Zeller, Marbach/N.

Redaktion und Satz: Anke Vogel, M.A.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Einbandillustration:

George Grosz: Der Schuldige bleibt unerkannt. Collage 1919.

© VG Bild-Kunst, Bonn 2007



Gedruckt auf säurefreiem Papier

© 2007 by K. G. Saur Verlag, München

Ein Imprint der Walter de Gruyter GmbH & Co. KG

Alle Rechte vorbehalten

Jede Art der Vervielfältigung ohne Erlaubnis des Verlags ist unzulässig

Druck & Bindung: Strauss GmbH, Mörlenbach

Printed in Germany

ISBN 978-3-598-24808-5

Inhalt

1	Voraussetzungen und Entwicklungstendenzen	
1.1	Kultur und Gesellschaft: Signaturen der Epoche (Ernst Fischer und Stephan Füssel)	5
	<i>Revolutionärer Zeitgeist: Gewerkschaftliche Interessenvertretung im Buchhandel – Buchhändlerstreiks – Die Sozialisierungsdebatte im Buchhandel – Großstadt und Moderne: Berlin in den Zwanzigerjahren – Medienkonkurrenz: Hörfunk – Medienkonkurrenz: Kino – Weimar, eine Epoche zwischen Krise und Aufbruch</i>	
1.2	Wirtschaft und Politik in der Weimarer Republik – Ein Überblick (Volker Hentschel)	29
	<i>Einleitung – Unvollendete Revolution und unverträgliche Friedensbestimmungen – Der Inflation erster Teil: Kriegsfinanzierung und Kriegsfolgekosten – Soziale Unrast, militärischer Putsch und politischer Wandel – Der Inflation zweiter Teil: Einfluss der Reparationen – Die Wirkungen der Inflation – Währungsreform und Neuregelung der Reparationen – Die Entfernung der Republik von ihren politischen Ursprüngen – Defekte und Problemlagen der Weimarer Wirtschaft – Der Wirtschaftskrise erster Teil: Kostenanstieg, Finanzierungsschwierigkeiten, kumulative Abwärtsbewegung – Der Rücktritt der parlamentarischen Demokratie – Der Wirtschaftskrise zweiter Teil: Geld und Bankenkrise, Einbruch der Exporte, prozyklische Finanzpolitik – Hitler und der Untergang der Republik</i>	
1.3	Staat und Recht	
1.3.1	Zensur (Ernst Fischer und Stephan Füssel)	71
	<i>Reichslichtspielgesetz 1920 – Zur Kontinuität der »Schund- und Schmutzdebatte« – Die Rechtspraxis nach 1926 – Zensurpraxis in Bibliotheken – Zensureingriffe durch allgemeine Gesetze</i>	
1.3.2	Urheberrecht (Ernst Fischer)	83
	<i>Kritik am geltenden Urheberrecht – Die Reichskulturabgabe – Dreißig oder fünfzig Jahre? Die Schutzfristdebatte – Neue Medien und Urheberrecht – Das Urheber- und Verlagsgesetz auf dem Weg zur Neufassung</i>	
2	Autoren und Publikum	
2.1	Schriftsteller und Schriftstellerorganisationen (Britta Scheideler)	99
	<i>Zwischen Beruf und Berufung: Schriftsteller und Berufsschriftstellertum in der Weimarer Republik – Die ökonomische Situation der Autoren zwischen Weltkrieg, Inflation und Weltwirtschaftskrise – Vom autonomen Schöpfer zum fremdbestimmten Spezialisten? Umstrukturierung des literarischen Marktes und Folgen für die Schriftsteller – Soziale Stellung und Krisenbewusstsein – Das Berufs- und Selbstverständnis der Autoren: Die Ausdifferenzierung der Rollenbilder – Probleme und Widersprüche in</i>	

	<i>der Interessen- und Berufspolitik der Schriftstellerverbände – Der Deutsche Schriftsteller-Verband (DSV) – Der Allgemeine Schriftstellerverein (ASV) – Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller (SDS) – Kooperationen und Rivalitäten der Verbände – Fazit und Ausblick: Verberuflichung durch Verstaatlichung</i>	
2.2	Buchkäufer und Leserschaft (Ute Schneider)	149
	<i>Wirtschaftslage und Erwerbsstruktur – Alltagskultur und neue Freizeit – Die »Novitätensucht« des »neuen« Publikums – Statistische Erhebungen – Finanzbudgets im Einzelhaushalt für Bildung und Vergnügen – Bücher, Kino, Rundfunk, Sport – Beispiele von Lesergruppen – Beliebte literarische Lektürestoffe – Masse, Zeitgeist und der Trend zur Individualisierung – Populärwissenschaftliche Lektüre – »Die Frau als Leserin ist heute zu einem Massenproblem geworden« – »Kannst Du ein Buch empfehlen?« Kinder und Jugendliche – Die lesende Arbeiterschaft – Medien der Buchvermittlung – Fortsetzungsromane in Zeitungen – Zeitschriften: Lektürlenkung, Unterhaltung, Diskurse, Vermittlung moderner Buchkultur – Das Buch im Kino – Das Buch im Rundfunk – Büchertage und Buchwochen – Die Baedekerwoche</i>	
2.3	Bibliotheken als Institutionen der Literaturvermittlung (Peter Vodosek)	197
	<i>Die Situation der Öffentlichen Bibliotheken – Bestandsaufbau – Bestandsvermittlung – Das Konzept der volkstümlichen Bücherei – Entwicklung von zentralen Dienstleistungseinrichtungen für das volkstümliche Büchereiwesen – Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen – Einkaufshaus für Volksbüchereien GmbH – Institut für Leser- und Schrifttumskunde – Bibliothekarische Buchkritik – Vergleich mit dem Ausland – Die wissenschaftlichen Bibliotheken in der Krise der Weimarer Republik – Information und Dokumentation</i>	
3	Buchhandelsorganisation	
3.1	Vereine und Verbände (Volker Titel)	223
	<i>Der Börsenverein als Zentralverband: Struktur, Aufgaben und Institutionen – Geschäftsstelle – Ausschüsse – Konfliktfelder – Preisanstieg, Währungsverfall, Absatzkrise – Kartelldiskussion – Externe Konkurrenz – Interne Auseinandersetzungen – Reorganisation des Börsenvereins – Angeschlossene Vereine – Fachvereine – Verlegervereine – Vereine des Zwischenbuchhandels – Vereine des Bucheinzelhandels – Kreisvereine – Ausländische Vereine – Nicht angeschlossene Vereine – Fachvereine – Regional- und Ortsvereine – Arbeitgeber-Verband der Deutschen Buchhändler – Buchhändlerische Ausbildung – Buchhändler-Lehranstalt – Alternative Fortbildungsangebote – Die Professur für Buchhandelsbetriebslehre in Leipzig</i>	
3.2	Marktorganisation (Ernst Fischer)	265
	<i>Von der »Notstandsordnung« zur »Wirtschaftsordnung« – Hyperinflation: Das Grund- und Schlüsselzahlssystem – Die Buchhändlerabrechnungs-</i>	

genossenschaft (BAG) – Die »Bücherkrise«, eine Kulturkrise? – Krise als Ergebnis einer marktpolitischen Fehlsteuerung: Die Winterhoff-Debatte – Der Buchmarkt in Konjunktur- und Absatzkrisen – Preisdebatten – Das Phänomen der »Volksausgaben« – Staatlicher Eingriff ins Marktgeschehen: Preissenkung im Buchhandel durch Notverordnung

4 Herstellungstechnik und Buchgestaltung

4.1 Drucktechnische Entwicklungen (Peter Neumann)..... 305

Der wirtschaftliche Hintergrund – Weitere Ausbreitung des Maschinensatzes – Reproduktions- und Druckverfahren – Verkehr zwischen Verlag und Druckerei – Schriftgestaltung

4.2 Buchgestaltung und Buchkunst (Wulf D. v. Lucius)..... 315

Zwischen Tradition und Moderne – Gestaltung des Gebrauchsbuchs – Das Buchinnere: Schriften und Seitengestaltung – Illustration – Das Buchäußere: Einband und Umschlaggestaltung – Das künstlerische Buch/Pressendrucke – Produktionsgrundlagen – Gestaltungsprinzipien der künstlerischen Drucke – Die Klientel der Pressendruker – Der Wettbewerb »Die schönsten deutschen Bücher«

5 Verlagswesen

5.1 Statistik und Topographie des Verlagswesens (Barbara Kastner)..... 341

Krisenjahre der Buchproduktion – Führende Verlagszweige – Verlagsparten mittleren Produktionsniveaus – Kleine Verlagszweige – Saisonale Schwankungen der Buchproduktion – Umfang und Ladenpreis – Übersetzungen und Fremdsprachen – Schrift – Topographie – Bibliographische Statistik – Musikalien – Zeitschriftenproduktion – Ausblick

5.2 Programmbereiche

5.2.1 Der wissenschaftliche Verlag (Ute Schneider)..... 379

Druckkostenzuschüsse der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft 1920 – Der studentische Kaufkraftschwund – Die Arbeitsgemeinschaft wissenschaftlicher Verleger 1920 – Die produktionsstärksten Verlage 1927 – Konzentrationsbewegungen: Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter in Berlin, Julius Springer Verlag Berlin und Wien – Naturwissenschaftlicher und technischer Verlag – Positionsveränderungen auf dem Buchmarkt: Friedr. Vieweg, J. A. Barth und B. G. Teubner – Das naturwissenschaftliche und technische Programm bei Springer – Akademische Verlagsgesellschaft Leipzig – Verlag Theodor Steinkopff Dresden – Forstwissenschaft und Landwirtschaft bei Paul Parey in Berlin – Geistes- und sozialwissenschaftlicher Verlag: Aufbau eines neuen Verlagssegments im Ferdinand Enke Verlag – Neuprofilierung bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen – Programmerweiterungen: W. Kohlhammer in Stuttgart, Felix Meiner Verlag Leipzig – Traditionelle geisteswissenschaftliche Verlage – Programmpflege und -erweiterung – Der medizinische Verlag: Die Springer-Konkurrenten Thieme, Urban & Schwarzenberg, Gustav Fischer und Enke –

	<i>Urban & Schwarzenberg Berlin und Wien – Der juristische, wirtschafts- und staatswissenschaftliche Verlag: C. H. Beck, W. Kohlhammer, Carl Heymanns Verlag – Konkurrenten des Wissenschaftsverlags: Fachverlage – Verlag Chemie – VDI-Verlag und Beuth Verlag – Arbeitsrecht und Wirtschaftsstatistik im Verlag von Reimar Hobbing Berlin – Wissenschaftliche Zeitschriften – Zeitschriftenentwicklung – Preise wissenschaftlicher Bücher im Vergleich mit den USA – Der wissenschaftliche Sondermarkt</i>	
5.2.2	Der Lexikonverlag (Thomas Keiderling)	441
	<i>Grundlegende Genre-Entwicklung – Vom Konversationslexikon zum sachlichen Universallexikon – Die Großlexika: F. A. Brockhaus, Leipzig, Bibliographisches Institut, Leipzig, Peter J. Oestergaard, Berlin – Mittlere und kleinere Lexikonausgaben – Redaktionsarbeit und Betreuung der wissenschaftlichen Lexikonautoren – Vertriebswege – Werbung für ein Großlexikon: Das Beispiel des Großen Brockhaus – Der befragte Nutzer: Marktanalyse für Enzyklopädien</i>	
5.2.3	Kunstverlage (Dorothea Peters)	463
	<i>Produktion und wirtschaftliche Entwicklung – Nachkriegszeit und Inflation 1918–1923 – Stabilisierung und Stagnation 1924–1929 – Wirtschaftskrise 1929–1933 – Reproduktionsverfahren zwischen Originalgrafik und industriellem Bilderdruck – Ökonomisierung und quantitative Steigerung der Bildproduktion – Verbesserung der Abbildungsqualität – Wiederbelebung manueller Druckverfahren – Drang zur Farbe im Kunstblattverlag – Allgemeine Tendenzen des Kunstverlags – Die Buchreihe als Publikationsform zwischen Kunstwissenschaft und Kunstpopularisierung – Entgrenzung der Künste – Von der Technikfaszination zum Neuen Sehen in der Fotografie – Exemplarische Verlagsgeschichten: Bruno Cassirer, Berlin – Paul Cassirer, Berlin – Folkwang-Verlag/Auriga-Verlag, Hagen/Darmstadt</i>	
5.2.4	Musikverlage (Axel Beer)	509
	<i>Allgemeine und musikalische Grundlagen – Die Situation des Musikverlagswesens – Die Verlagslandschaft – Produktion – Programmbereiche – Komponist und Verlag – Nebenzweige – Verlag und Publikum</i>	
	Die Autoren des Bandes	529

1 Voraussetzungen und Entwicklungstendenzen

Ernst Fischer und Stephan Füssel

1.1 Kultur und Gesellschaft: Signaturen der Epoche

Die Geschichte des deutschen Buchhandels kennt Prozesse und Ereignisse, die phasenbildende oder sogar epochenbildende Wirkung entfaltet haben; die Kröner'sche Reform von 1887/88 liefert mit der Verankerung des festen Ladenpreises ein Beispiel dafür. Doch stellt der Buchhandel kein autonomes System dar, er wird vielmehr in beträchtlichem Maße durch externe Faktoren beeinflusst. Er steht in engen Wechselbeziehungen zu gesamtwirtschaftlichen, gesellschaftlichen oder kulturellen Entwicklungen, seine Situation wird nicht zuletzt – und gelegentlich in entscheidender Weise – vom Wechsel der politischen Rahmenbedingungen bestimmt. Auch wenn Linien der Kontinuität und die Kraft von Traditionen nicht übersehen werden sollen: Die Umbrüche im politischen System, die vom November 1918 und Januar 1933 markiert werden, bilden plausible, im Grunde unabweisliche Epochengrenzen für diesen zweiten Band der *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*.

Nicht erst die Novemberrevolution, sondern bereits die letzten Jahre des Ersten Weltkriegs hatten das Ende der wilhelminischen Ära herbeigeführt. Der Krieg forderte Menschenopfer in einem unerhörten Ausmaß, in Europa zehn Millionen, darunter rund zwei Millionen gefallene deutsche Soldaten und eine halbe Million Tote in der Zivilbevölkerung, er forderte außerdem ungeheure materielle Opfer, hatte die Wirtschaftskräfte fast völlig absorbiert, die Menschen in Hungersnot gestürzt. In welchem Maß der Buchhandel davon getroffen wurde, lässt sich schon daran ermessen, dass 1918 die Buchproduktion auf weit weniger als die Hälfte der letzten Friedensproduktion (1913) abgesunken war. Die Folgen des verlorenen Krieges reichten in mehrfacher Hinsicht weit in die Weimarer Republik hinein: mit Reparationszahlungen an die Siegermächte, Sachlieferungen (alle größeren Handelsschiffe, Maschinen, Ablieferung von Kriegsmaterial, Eisenbahnmateriale und Lastwagen, Verlust von Bergbaurechten), dem Verlust von Gebieten (u.a. Elsaß-Lothringen, die Provinzen Posen und Westpreußen, Teile Oberschlesiens), der Besetzung von Gebieten (des linken Rheinufer), dem Verlust aller Kolonien. Hinzu kamen im privaten Bereich die Vermögensverluste jener, die Kriegsanleihen gezeichnet hatten. Unter diesem Gesichtspunkt bedeutete der mit innerer Notwendigkeit erfolgte politische Umsturz im November 1918, der Übergang von der Monarchie zur Republik, nur die Vollendung dieses Bruchs mit der alten Welt des Kaiserreichs.

Folgen dieses gesellschaftlichen Neuanfanges waren u.a. das Aufkommen der Gewerkschaftsbewegung, auch im Buchhandel, erste Buchhändlerstreiks in der Geschichte dieses konservativen Berufsstandes, das Aufblühen eines »Jungbuchhandels«, der, aus verschiedenen Quellen gespeist, auch neue politische und ideologische Motive in das Handelsgeschehen einbrachte, ein massiver Umbruch der sozialen Schichten mit einem Wandel von der tragenden Rolle des kaiserlichen Beamtenapparates hin zum Heer der neuen Angestellten und Arbeiter, der berufstätigen Frauen und einer lebendigen Großstadtkultur. Der Wandel von einer agrarisch strukturierten Gesellschaft zum großstädtischen Angestelltenmilieu ging nicht spurlos an den Stoffen, Themen und Motiven der Literatur vorbei: die Neue Sachlichkeit eroberte die Literatur ebenso wie die neuen

Medien, die illustrierten Zeitungen und Zeitschriften, den Hörfunk und den Film. Nicht zuletzt die Technikbegeisterung dieser Epoche schuf mit dem Sachbuch ein neues Genre, das dem Buchmarkt im 20. Jahrhundert erhebliche Spartenzuwächse bescherte.

Nicht jeder Leser und nicht jeder Verleger konnte aus der zeitgenössischen Perspektive diesen sich beschleunigenden Umbruch, den der Historiker im Nachhinein konstatieren kann, nachvollziehen. Gefangen in den wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Nöten einer seit 1917 grassierenden Inflation, die 1923 in die Hyperinflation und einen Währungsschnitt führte, bis hin zur Weltwirtschaftskrise 1929, einer zum ersten Mal in dieser Konzentration erlebten Medienkonkurrenz und dem subjektiven Gefühl einer rasanten Beschleunigung aller gesellschaftlichen Entwicklungen veranlassten nicht wenige Kulturträger zu einer *Laudatio temporis acti*, die sowohl in der Literatur des 19. Jahrhunderts als auch in der geschlossenen Rezipientengruppe des Buchhandels der Kaiserzeit eine verflossene Goldene Zeit sahen.

Einer der herausragenden Verleger der Jahrhundertwende, Samuel Fischer, fasste dies 1926 – nun 67-jährig – in die Worte:

Man denke etwa an die Zeit vor dem Krieg zurück, damals, als es noch einen bürgerlichen Kreis gab, der eine Atmosphäre von Kultur und Sitte verbreitete und alle jene Elemente anzog, die in Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst Ansehen und Einfluss gewonnen hatten.¹

Die folgenden Vorwürfe einer Überproduktion, »Novitätensucht« und allgemeiner Bücherkrise waren nicht zuletzt ein generationenspezifisches Phänomen.² Ausgerechnet Samuel Fischer, der Alfred Döblin zum Durchbruch verhalf und – Empfehlungen seines Schwiegersohns Gottfried Bermann-Fischer aufnehmend – mit einer 2,85 Mark Sonderausgabe von Thomas Manns *Buddenbrooks* fulminant auf dem Buchmarkt reüssierte, wurde in der allgemeinen Diskussion zum Kronzeugen des rückwärts gewandten Krisenlamentos. Das *Börsenblatt* ist voll mit Klagen über die neuen Tendenzen der Zeit, die sich vor allen Dingen in den Nebenmärkten, dem Warenhaus- und dem Bahnhofsbuchhandel und in den aufblühenden Buchgemeinschaften manifestierten. Der Börsenverein der deutschen Buchhändler reagierte aber auch nicht ungeschickt, indem er z.B. die Preisbindung in den chaotischen Abrechnungszeiten der Inflation durch ein Schlüsselzahlensystem aufrecht erhielt und damit – im Gegensatz zu anderen Branchen – eine beeindruckende Stabilität erreichte, oder indem er 1923 eine Werbestelle einrichtete, die sich sowohl um die »Reklame« für das Buch generell verdient machte als auch Verlegern und Sortimentern Handreichungen für eine individuelle Endkundenwerbung an die Hand gab. Auch vor Werbemaßnahmen in den neuen Medien schreckte man nicht zurück, ob es sich um Buchempfehlungen im Hörfunk oder um vorgeschaltete Zeichentrickfilme in den massenhaft besuchten Kinos handelte, wie z.B. den Werbefilm von 1924 »Meyers Werdegang: Ein Mensch liest nicht und wird zum Affen, dieser Affe bekommt ein Buch gereicht und wird wieder zum Menschen...

In dieser virulenten Umbruchsituation zeigte sich der Wandel vom Kulturgut Buch hin zu einer massenhaft konsumierten Ware, die Wissen und Information für eine neue Gesellschaft bereithielt. Dass es sich bei der »Bücherkrise« eher um eine allgemeine

1 S. Fischer: Bemerkungen zur Bücherkrise, S. 357 f.

2 Brohm: Das Buch in der Krise, S. 277.

Kulturkrise handelte, wurde in zahlreichen Ansprachen am »Tag des Buches« (Goethes Todestag 22. März) 1929 etwa im Kreis der Bibliothekare thematisiert:

Es waren (in früheren Zeiten) andere Schichten, die vorzugsweise lasen, es waren andere Bücher, die gelesen wurden, die Beziehung bestimmter Schichten zu bestimmten Buchwelten war anders, fester geformt, – aber dass das heute anders ist, sich anders darstellt, dass anstelle der relativ geschlossenen Buchkultur einer privilegierten Schicht heute Buchleben und Buchinteresse weniger leicht übersehbar an allen Stellen der Gesellschaft hervorbricht, – das berechtigt nicht, von einer Buchkrise zu sprechen.³

Die Aufbruchstimmung, die verklärt als »Goldene Zwanzigerjahre« in der Erinnerung aufscheint und an große und kreative Erfolge in der Musik, in der Bildenden Kunst, in der Filmkunst, in Design und Gestaltung, in der literarischen Avantgarde erinnert, wäre nur unvollständig beschrieben, wenn nicht nachdrücklich darauf hingewiesen würde, dass sich ab Mitte der Zwanzigerjahre nicht mehr nur latent, sondern offen der Einfluss des politischen Extremismus auf das Kultur- und Geistesleben bemerkbar machte, der die neuen kulturellen Errungenschaften bekämpfte und zunichte machte. Auch wenn die NSDAP im Mai 1928 z.B. in Berlin nur auf 1,5% der Stimmen kam, schildert der Gauleiter Joseph Goebbels in seinen Erinnerungen *Kampf um Berlin* die zielgerichteten Aktionen, die sich gerade in diesem Zentrum eines neoliberalen kulturellen Klimas und in Gegenwart der führenden Presseorgane des Reiches wie in einem Brennspiegel hundertfach verdichteten: Aufmärsche der Sturmabteilungen (SA) in den Arbeitervierteln Wedding und Neukölln waren seit 1926 an der Tagesordnung, seit 1929 lieferten sich mehrfach Nazis und Kommunisten blutige Auseinandersetzungen, die mit dem »Märtyrertod« des SA-Mannes Horst Wessel Anfang 1930 einen ersten Höhepunkt fanden. 1930 erreichten die KPD 4,6 Millionen und die NSDAP 6,4 Millionen Stimmen bei den Reichstagswahlen, in Berlin stiegen die Nationalsozialisten mit 14,6% zur drittstärksten Kraft auf, die am 13. Oktober 1930 während der ersten Sitzung des Reichstages die Hauptstadt regelrecht terrorisierten. Vergleichbares war in den nächsten drei Jahren an der Tagesordnung, so u.a. bei der Aufführung der Verfilmung von *Im Westen nichts Neues* nach Erich Maria Remarque. Die Berliner Ortsgruppe der NSDAP war im Sommer 1931 bereits auf 16.000 Mitglieder angewachsen und »stolz auf ihre Rolle bei der (Zer)Störung des kulturellen und politischen Lebens in der Hauptstadt.«⁴ Im Juli 1932 errang die NSDAP 37,4% aller Stimmen im Reichstag und der Exodus von Künstlern und Intellektuellen aus Deutschland begann. In diesem Jahr gingen u.a. George Grosz oder Albert Einstein ins Exil in die USA.

Diese kurzen Hinweise auf die Zunahme der Repressalien namentlich von rechts im letzten Drittel der Weimarer Republik können hier nur andeuten, wie wenig Entwicklungsmöglichkeiten in diesen 15 Jahren die erste deutsche Demokratie hatte, die am Ende der Kaiserzeit mit Sozialisierungstendenzen begonnen hatte und nach einem knappen Jahrzehnt in eine rechte Diktatur mündete. Der Buchhandel paralyisierte sich im Januar 1933 durch blinde Gefolgschaftserklärungen selbst, was vor allem das Thema des folgenden dritten Bandes der Buchhandelsgeschichte sein wird.

3 Hofmann: Buchpolitik, S. 11.

4 Large: Berlin, S. 231.

Der vorgegebenen Gliederungsstruktur der *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert* folgend, wird einleitend der Frage nachgegangen, was dem in diesem Band behandelten Zeitraum das Gepräge gegeben hat. Welches also sind die »Signaturen der Epoche«? Als eine Hauptsignatur der Weimarer Zeit kann sicherlich die Tendenz zur Politisierung der Gesellschaft gelten; sie soll im Folgenden demonstriert werden an den nachrevolutionären Auseinandersetzungen, die auch den Buchhandel ergriffen hatten. Eine andere Hauptsignatur der Epoche ergibt sich aus ihrer kulturellen Dynamik; sie wird exemplarisch veranschaulicht am reichen Kulturleben in Berlin und an der neu entstandenen Medienkonkurrenz (und Mediensymbiose) von Buch, Hörfunk und Film.

Revolutionärer Zeitgeist: Gewerkschaftliche Interessenvertretung im Buchhandel

Ein Kennzeichen der mit dem Systemwechsel 1918/19 verbundenen neuen Situation war die verstärkte Partizipation bisher minderprivilegiertes gesellschaftlicher Gruppen am politischen Geschehen. Die Gewerkschaften, die in der Weimarer Verfassung als staatstragende Kräfte anerkannt wurden, sahen den Augenblick gekommen, um ihre Forderungen mit mehr Nachdruck zu vertreten, und davon blieb auch der Buchhandel nicht unberührt. Hier bestanden bereits seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zwei überregionale Interessenvertretungen der Buchhandlungsangestellten, der bereits 1872 ins Leben gerufene »Allgemeine Buchhandlungs-Gehilfen Verein« (ADBV), der sich mehr als sozialer Unterstützungsverein verstand, und die 1895 gegründete, kämpferisch und im eigentlichen Sinn gewerkschaftlich auftretende »Allgemeine Vereinigung Deutscher Buchhandlungs-Gehilfen« (AV); in ihrem seit 1897 erscheinenden Blatt *Die Buchhändler-Warte* befasste sie sich – zum Missfallen des Börsenvereins – u.a. mit Problemen wie Gehilfenelend oder Lehrlingsschwemme.⁵ Die AV hatte sich während des Kriegs, 1917, der »Arbeitsgemeinschaft freier Angestellten-Verbände« (AfA; seit 1921 »Allgemeiner freier Angestelltenbund«) angeschlossen, die den sozialdemokratischen Gewerkschaften nahestand; nach dem Umsturz 1919 wurde die rund 4.000 Mitglieder umfassende AV in den »Angestellten-Verband des Buchhandels, Buch- und Zeitungsgewerbes« umgewandelt. Eine von der AV in den Jahren 1915–1917 angestrebte Verschmelzung mit dem ADBV wurde von diesem abgelehnt. Im Zuge der Novemberrevolution löste sich der ADBV allerdings von seinem Status eines »Harmonie-Verbandes« und bekannte sich im Dezember 1918 zu einer gewerkschaftlichen Orientierung, war auch nachfolgend an der Organisation von Buchhändlerstreiks beteiligt; ab Februar 1919 wurde auf dieser neuen Basis wieder über einen Zusammenschluss mit der AV verhandelt – unter der Vorbedingung, dass die AV aus der sozialistischen AfA ausscheidet. Als daraufhin die Fusion von der AV, die ihren Mitgliederstand inzwischen auf 9.000 gesteigert hatte, mit großer Mehrheit abgelehnt wurde, schloss sich der ADBV 1921 dem völkisch-national ausgerichteten »Deutschen Handlungsgehilfen-Verein« (DHV) an und stellte dort die Fachgruppe Buchhandel. Die für die Weimarer Republik charakteristischen Polarisierungstendenzen hatten somit auch auf dieser Ebene eingesetzt. Die AV schloss sich im gleichen Jahr dem »Zentralverband der Angestellten« (ZdA) an, der ebenfalls der AfA angehörte, woraufhin eine Austrittsbewegung einsetzte; die AV verlor in kurzer Zeit 5.000 Mitglieder.

5 Vgl. zum folgenden Adrian: Die Erste deutsche Buchhändler-Gewerkschaft; Adrian: Gewerkschaften und gewerkschaftliche Bestrebungen; Ackermann: Geschichte des Buchhandlungs-Gehilfen-Vereins; Der Allgemeine deutsche Buchhandlungsgehilfen-Verein 1898–1922; Zimmermann: Abriß einer Geschichte der deutschen Buchhandlungsgehilfen-Bewegung.

Buchhändlerstreiks

Bereits am 15. November 1918 hatten Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften die kollektive Regelung der Arbeitsbedingungen als zukünftige Norm anerkannt. Unter diesen Umständen mussten auch im Buchhandel entsprechende Vertretungen geschaffen werden: Am 11. Dezember 1918 konstituierte sich in Berlin die erste Ortsgruppe des »Arbeitgeberverbandes der deutschen Buchhändler«,⁶ der in enger Verbindung mit dem Börsenverein agieren wollte.

Im Sinne der neuen arbeitspolitischen Linie suchte der AV anstelle der bisherigen individuellen Arbeitsverträge kollektivvertragliche Abschlüsse herbeizuführen. Tatsächlich entstanden erste Vereinbarungen sehr rasch; am 25. November 1918 wurde auf Grundlage eines Beschlusses der paritätisch zusammengesetzten »Arbeitsgemeinschaft des Leipziger Buchhandels« der Achtstundentag, der Ladenschluss um 19 Uhr und das Verbot von Überstunden eingeführt.⁷ Ein erster, vorläufiger Manteltarifvertrag mit zunächst zweimonatiger Dauer konnte innerhalb der »Arbeitsgemeinschaft« wenig später, mit Wirksamkeit vom 1. Dezember 1918, abgeschlossen werden.⁸ Die Nachkriegsnot, gesteigert durch die Probleme mit der beruflichen Wiedereingliederung der Kriegsheimkehrer, förderte jedoch die Radikalisierung in den sozialen und politischen Forderungen. Im Zuge eines Generalstreiks in Leipzig, an dem auch die Buchhandelsangestellten teilnahmen, konnte vom 26. Februar 1919 an das *Börsenblatt* zwei Wochen lang nicht erscheinen;⁹ am 14. März lehnten die Leipziger Buchhandelsangestellten einen neuen Tarifentwurf ab, inzwischen zahlten die Leipziger Firmen 20% Zuschlag auf die bisherigen Gehälter, maximal aber 20.- Mark.¹⁰ In weiterer Folge war es bereits an anderen Orten zu Tarifabschlüssen im Buchhandel gekommen, so am 18. Februar 1919 in München, wo der Kollektivvertrag neben dem Achtstundentag einen nach Dauer der Betriebszugehörigkeit gestaffelten Jahresurlaub, 50% Überstundenzuschlag und einen Teuerungszuschlag von 50% auf das am 1. August 1914 gezahlte Gehalt vorsah; ebenso die Wiedereinstellung aller Kriegsteilnehmer.¹¹

Weitere Tarifverträge wurden noch im Februar 1919 in Hannover¹² und am 1. März im Württembergischen Buchhandel¹³ abgeschlossen, und am 18. März folgte Leipzig, wo man allerdings den Begriff Tarifvertrag vermied und eine »Vereinbarung« traf; diese bezog auch die Dauer und Entlohnungsbedingungen der Lehrzeit mit ein.¹⁴ Doch

6 Mit Arthur Georgi, Paul Nitschmann, Karl Siegismund und Franz Ullstein im geschäftsführenden Ausschuß.

7 Vgl. *Börsenblatt* (1918) 273, S. 706. – Das Verbot der Sonntagsarbeit im Handelsgewerbe wurde durch Verordnung der Reichsregierung vom 5. Februar 1919 mit Gültigkeit ab 1. April 1919 verbindlich.

8 Vgl. *Börsenblatt* 1918 (294), S. 765–767.

9 Vgl. den Bericht dazu im *Börsenblatt* (1919) 47, S. 149–151.

10 Vgl. Adrian: Gewerkschaften und gewerkschaftliche Bestrebungen, S. 111; vgl. auch den Artikel »Am Streik vorbei« im *Börsenblatt* (1919) 53, S. 181: Es gehe darum, »ob aristokratisch oder demokratisch über das Wohl und Wehe vieler Menschen entschieden werden« solle.

11 Vgl. *Börsenblatt* (1919) 54, S. 187 f.; Adrian: Gewerkschaften, S. 113.

12 Vgl. *Börsenblatt* (1919) 79, S. 291 f.

13 Vgl. *Börsenblatt* (1919) 73, S. 262 f.

14 Vgl. *Börsenblatt* (1919) 69, S.241–243.

diese Leipziger Tarifvereinbarung wurde bereits am 31. Juli 1919 wieder gekündigt: Die Angestellten forderten mehr Gehalt, und nun waren es auch die Markthelfer, die einen Einheitstarif mit Lohnerhöhungen von fast 100% verlangten. Die Arbeitgeber, die unter Hinweis auf die schlechte wirtschaftliche Lage die Löhne eher senken als heben wollten, lehnten die Forderungen ab, ebenso die Wahl von Betriebsräten oder die weitere Herabsetzung der Arbeitszeit von 48 Wochenstunden um 2 oder, wie auch gefordert wurde, um 4 1/2 Stunden. Dies führte Anfang August 1919 zu einem Gehilfenstreik, dem sich auch die Markthelfer anschlossen, womit sich 80–85% der Leipziger Buchhandelsangestellten im Ausstand befanden. Der Arbeitgeberverband der deutschen Buchhändler, Ortsgruppe Leipzig, berichtete über diese »neuen wirtschaftlichen Erschütterungen« im *Börsenblatt*, »unverantwortliche Treiber« hätten einen Streik proklamiert, »dem die irreführten Massen folgen, um neuen Schaden, nicht zuletzt für sich selbst, heraufzubeschwören«. Die von radikalen jugendlichen Gewerkschaftsführern angestifteten Arbeitnehmerverbände der Buchhandlungsgehilfen seien auf einen »billigen Vorschlag« des Leipziger Arbeitgeberverbands nicht eingegangen, die von ihnen gestellten Forderungen seien aber auch nicht verhandelbar:

Für das Unternehmertum wäre die Bewilligung so maßloser Forderungen, deren Unvernunft nur durch das Beispiel dargetan sei, dass nach dem einen Vorschlag mit Eintritt in das 18. Lebensjahr das Gehalt von M. 120.- auf M. 300.- bei Zettelsortierern u. dgl., ja sogar auf M. 350.- bei Auslieferern, Stenotypisten steigen sollte (!!!), der sichere und baldigste Ruin gewesen.¹⁵

Ein Schlichtungsausschuss fällte am 20. August einen Schiedsspruch, der von Arbeitnehmerseite abgelehnt wurde; der in nächster Instanz angerufene Demobilisierungskommissar hielt eine 40-prozentige Lohnerhöhung für angemessen – worauf hin sich die Arbeitgeber ans Reichsarbeitsministerium wandten mit dem Vorwurf, der Kommissar habe seine Befugnisse überschritten. Als den Markthelfern eine 30-prozentige Lohnerhöhung bewilligt wurde, brachen diese den Streik am 3. September ab, am 10. September beendeten auch die Gehilfen den insgesamt sechswöchigen Ausstand. Auch sie erhielten 30% mehr Gehalt, mit der Klausel, dass es um weitere 10% gesteigert würde, wenn dem Sortimentbuchhandel von der Branchenorganisation eine Verdoppelung des bisherigen Teuerungszuschlags von 10% auf 20% zugestanden würde. Dies war 1920 der Fall. Die Situation beruhigte sich aber nur allmählich; die Arbeitsgesetzgebung der Regierung – Betriebsrätegesetz vom 4. Februar 1920, Arbeitstarifgesetz, Schlichtungsordnung, Arbeitsnachweisgesetz – brachte für die Arbeitgeberseite noch einige Irritationen mit sich; dem von AV und ADBV angekündigten Kampf um einen einheitlichen Reichstarif sah man mit Gelassenheit entgegen. Mit Recht, wie das Scheitern der Tarifforderungen der Angestellten der Firma Georg Stilke bewies, die einen reichsweiten Einheitstarif für alle rund 70 Bahnhofsfilialen verlangt hatten.

Die Sozialisierungsdebatte im Buchhandel

Unter den Themen, die nach der Novemberrevolution in Deutschland auf der Tagesordnung standen, gehörte die Vergesellschaftung privaten Eigentums zu den am leiden-

¹⁵ Börsenblatt (1919) 172, S. 689.

schaftlichsten diskutierten. Immerhin enthielt die Weimarer Verfassung in Abschnitt 5, Art.151 eine entsprechende Kann-Bestimmung, im Grunde gehörte die Einschränkung des Privateigentums zum Programm aller linken Parteien. Auch der Buchhandel war Gegenstand dieser Sozialisierungsdebatte, und mindestens in den ersten Phasen des Umsturzes geschahen schien es, als könnte es hier tatsächlich zu Eingriffen in die Eigentumsstrukturen kommen.¹⁶ Die Angestelltenvertretungen waren in diesem Punkt allerdings nicht einer Meinung, die AV stand dem Sozialisierungsgedanken wie alle sozialistisch orientierten Gewerkschaften positiv gegenüber, während der ADBV/DHV die Buchhandelsunternehmen durchaus im Privateigentum belassen wollte, aber für die Sozialbindung von Eigentum eintrat.¹⁷ Die Debatte führte aber weit über die Arbeitnehmervertretungen hinaus.

Die meistbeachteten Diskussionsbeiträge stammten von Walther Borgius und Walter Dette.¹⁸ Der Nationalökonom Borgius legte auf der vom 28. Dezember 1918 bis 2. Januar 1919 in Berlin abgehaltenen Ersten Sozialistischen Wirtschaftskonferenz des Bundes Neues Vaterland einen Plan zur Sozialisierung zunächst des wissenschaftlichen Publikationswesens und anschließend des gesamten Buchwesens vor. Der Buchhandel, dessen Sonderrolle er durchaus gelten ließ, sollte aufgrund eines »allgemeinen Kulturinteresses« aus der kapitalistischen Organisationsform herausgeführt und in eine solche übertragen werden, welche die ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit ausschließlich hochwertiger Literatur zu günstigen Bedingungen sicherstellen konnte. Sein Vorschlag zielte dabei – schon zum Schutz der Meinungsfreiheit – nicht auf Verstaatlichung, sondern auf das Modell der Produktivgenossenschaft, genauer auf die Doppelform einer »Konsum-Produktiv-Genossenschaft«.¹⁹ Denn erfolgreich könne ein solches Modell nur sein, wenn die Produktivgenossenschaft auf die vorausgegangene Organisation der Konsumenten aufbauen könne. Borgius exemplifiziert seine Vorstellungen am wissenschaftlichen Buchhandel, weil dort diese Organisation der Konsumenten bereits vorhanden bzw. weit fortgeschritten sei, etwa durch Standes- und Berufsvertretungen der Akademiker. Auf dieser Basis könne ein reichsweiter Bücher-Konsumverein errichtet werden, der alle potentiellen Käufer wissenschaftlicher Literatur zusammenfasst; im gesamten deutschsprachigen Raum wären das 350.000 Hochschulabsolventen, die in Jahresbeiträgen das Kapital für eine Fachverlagsstruktur aufbringen könnten, die aus der nach Disziplinen aufgefächerten Zusammenfassung der bisher bestehenden wissenschaftlichen Verlage gebildet werden könne. Ein Zentralverlag müsste die Koordination der Buchproduktion übernehmen. Verkaufsstellen in den größeren Städten würden die Bestellungen sammeln, auf die wissenschaftlichen Sortimentsbuchhandlungen könne man zugunsten einer Verbilligung der Bücher verzichten. Überhaupt wären durch genaue Bedarfsplanung und den Druck höherer Auflagen beträchtliche Einsparungen gegenüber dem privatkapitalistischen Verlag zu erzielen. Aber auch die Forschung würde durch solche Koordination profitieren, denn in logischer Konsequenz führe diese

16 Vgl. zu diesem Abschnitt die informative Darstellung bei Brohm: Das Buch in der Krise, S. 194–204; ferner die zeitgenössische Darstellung durch v. Wiese: Die Sozialisierung des Buchverlags.

17 Vgl. Adrian: Gewerkschaften und gewerkschaftliche Bestrebungen, S.123 f.

18 Borgius: Zur Sozialisierung des Buchwesens; Dette: Die Sozialisierung der Buchproduktion.

19 Borgius: Zur Sozialisierung des Buchwesens, S. 16.

Form der Sozialisierung des Buchgewerbes zu einer Rationalisierung der wissenschaftlichen Arbeit. In diesem Zusammenhang prangert Borgius auch das komplizierte System der Buchdistribution an, das über so viele Instanzen des Zwischenbuchhandels laufende Bestell- und Lieferungsverfahren (in einem Beispiel ermittelt er insgesamt neun Stufen, bis ein in Tübingen bestelltes Buch aus Stuttgart via Leipzig eintrifft). Das System sei »volkswirtschaftlich etwas unerhört Unrationelles« und trage wesentlich zur Steigerung der Bücherpreise bei. Überhaupt sei die »heutige Überfülle von Buchhandlungen absolut überflüssig und ein reiner Unfug«; Borgius' Berechnungen ergeben, dass sich mit einem sozialisierten Buchhandel die Bücherpreise um zwei Drittel verbilligen würden.

Das Konzept einer solchen Organisation, die in manchen Punkten auch an die am Beginn des 20. Jahrhunderts von Karl Bücher vertretenen Positionen anknüpfte,²⁰ entsprach in seiner zentralistisch-planwirtschaftlichen Ausrichtung den damals gängigen Vorstellungen. Weniger überzeugend wirkten Borgius' Ideen für den belletristischen Buchhandel: Weil es dem nichtakademischen Leser weniger um Buchbesitz, sondern um (Einmal-)Lektüre, um Versorgung mit gutem Lesestoff gehe, müssten sich die Sozialisierungspläne hier nicht auf den Produktionssektor oder den Konsum konzentrieren, sondern auf den Vertrieb, konkret auf die Leihbibliotheken und den Bahnhofsbuchhandel (der auf Leihbibliotheksbetrieb umgestellt werden sollte). In diesem Falle sei eine Kommunalisierung oder auch Verstaatlichung der gebotene Weg; hier sei auch eine rücksichtslose Entfernung der reinen Unterhaltungskitschliteratur vorzunehmen. Nach einiger Zeit würden sich damit konsumvereinsähnliche Strukturen herausbilden, die wiederum eine Einbeziehung auch der Belletristik in die Tätigkeit des Zentralverlags ermöglichen.

Walter Dette, Mitinhaber des Verlags Banas & Dette in Hannover, suchte in seiner Broschüre *Die Sozialisierung der Buchproduktion und des Buchhandels* die Überlegungen Borgius' weiterzuführen; sein idealistisch getönter Plan sah die schrittweise Zusammenlegung »geistig zusammengehörender Verlagsfirmen« zu Verlagsgruppen vor, die programmlich von einem von der Öffentlichkeit zu bestimmenden »Produktionsrat« gesteuert werden sollten. Den Buchvertrieb wollte er durch Auflösung des Zentralplatzes Leipzig zugunsten von 20 über Deutschland verteilten Auslieferungslagern rationaler gestalten; ein »Vertriebsrat« sollte über die reibungslose Durchführung der Bücherlieferungen wachen. Der Zahlungsverkehr sollte über eine Zentralkasse erfolgen. Nicht abschaffen wollte Dette die Sortimente (»Kleinvertriebsstellen«), deren Sortimentsgestaltung aber nicht mehr in den Händen von Einzelpersonen, sondern eines »Betriebsrats« liegen sollte. Die Möglichkeit zur praktischen Umsetzung seines Konzepts sah Dette aber erst dann gegeben, wenn die gesamte Wirtschaft ihren privatkapitalistischen Charakter verloren habe.

Auf Zustimmung stießen Borgius' und Dettés Vorschläge nur in sehr begrenztem Maße.²¹ Dagegen gab es die zu erwartende scharfe Kritik von Seiten des Buchhandels, der solchen kollektivistischen Umgestaltungsbestrebungen naturgemäß wenig abgewinnen konnte; im Blatt der Buchhändler-Gilde wurde schon im Januar 1919 dazu aufgerufen, bei den Wahlen zur Nationalversammlung nur jene Kräfte zu wählen, mit deren Hilfe die weit-

20 Brohm: *Das Buch in der Krise*, S. 197–199, gibt Hinweise auf eine Vorgeschichte der Sozialisierungsdebatte im Buchhandel, die zu Karl Bücher, den Akademischen Schutzverein und einen 1913 von Armin Osterrieth vorgelegten Reformvorschlag zurückführt.

21 Vgl. Brohm, S. 200.

gehenden Sozialisierungsabsichten der gegenwärtigen Revolutionsregierungskreise verteilt werden könnten.²² Immerhin kam es zu zwei Versuchen von »Verlagssozialisierungen«, in der Form der produktivgenossenschaftlichen Beteiligung der Verlagsmitarbeiter an den Betrieben, und zwar im Fall des Dresdner Verlags (unter den Gesellschaftern befanden sich u.a. Max Hermann-Neiße, Carl Hauptmann und Klabund) und des Verlags von Kurt Wolff (hier blieb es bei einer Absichtserklärung).²³ Das Beispiel für die Gründung eines Verlagskollektivs gab der 1919 gegründete Wiener Genossenschaftsverlag, zu dessen Initiatoren Albert Ehrenstein und Franz Werfel gehörten.

Wie alle diese Versuche sehr schnell im Sande verliefen, so verschwand auch das Thema Sozialisierung aus den öffentlichen Debatten – im Buchhandel und in der Republik selbst, wo die Macht vom Rat der Volksbeauftragten auf die sozialdemokratisch geführte und an der Umwandlung des Privateigentums nicht interessierte Regierung übergegangen war. Die Verunsicherung, die von derartigen, auch von Autorensseite heftig akklamierten Plänen auf den deutschen Buchhandel ausgegangen war, blieb eine Episode, auch wenn es Nachwirkungen negativer und positiver Art gegeben haben mag: die Stärkung republikfeindlicher Ressentiments in der Buchhändlerschaft; das verstärkte Interesse an kooperativen oder genossenschaftlichen Organisationsformen; schließlich die Impulse, die vom Sozialisierungsgedanken für die Gründung von Buchgemeinschaften ausgegangen sind.²⁴ Und wie sich im Buchhandel in diesen ersten Jahren nach dem Systemwechsel die Tendenzen der Zeit und ihre Aufgeregtheiten prismatisch brachen, so spiegelte sich in Literatur und Verlagswesen jene kulturelle Aufbruchstimmung, von der die Menschen damals erfasst wurden – in besonderer Weise in der Hauptstadt der Republik.

Großstadt und Moderne: Berlin in den Zwanzigerjahren

»Die großen Städte, in denen wir leben, bestehen in unserer Vorstellung mit Recht als die Brennpunkte aller Gegensätze, die denkbar sind. Zwei Straßenzüge können einander entfernter als Nord- und Südpol sein. Die Kälte der Beziehungen zwischen den Einzelnen, den Passanten ist außerordentlich.« So beschreibt Ernst Jünger 1932 in seinem Essay *Der Arbeiter* seinen in Berlin täglich neu gelebten Eindruck von der Vermassung, der Schnelligkeit und der Unnahbarkeit des Einzelnen, der auf der anderen Seite einen Sog in diese Stadt mit sich brachte, die ihre Einwohnerzahl von 1910 bis 1925 von zwei auf über viereinhalb Millionen mehr als verdoppelte. Mehr als 100.000 Einwohner kamen durch Eingemeindung und Zuzug jährlich neu in diese Stadt und ließen sich sowohl von den Verdienstmöglichkeiten als auch von dem äußeren Glamour blenden. Durch das Gesetz vom 27. April 1920 wurde die neue Einheitsgemeinde Groß-Berlin gebildet und verstärkte damit eine beispiellose wirtschaftliche Konzentration: 41% aller Personen, die in Deutschland in der Elektroindustrie tätig waren, fanden hier ihre Ar-

22 Vgl. die bei Brohm, S. 202 (Anm. 74), aufgeführten Schriften aus dem Umkreis von Börsenverein, Buchhändlergilde und dem Deutschen Verlegerverein sowie den Nachweis zum Gilde-Blatt S.203, Anm. 79.

23 Vgl. Göbel: Sozialisierungstendenzen.

24 Diese Wirkungsaspekte werden von Brohm: Das Buch in der Krise, S. 204, aufgezeigt und im weiteren Verlauf seiner Darstellung näher ausgeführt.

beit. Mit 68.000 Handwerksbetrieben war Berlin die führende deutsche Handwerksstadt, sie besaß 3.200 Bankniederlassungen und 15.000 Metall verarbeitende Firmen. Die Familien mitgerechnet, gab es 1,6 Millionen Arbeiter, 1,1 Millionen Angestellte und Beamte und 140.000 Hausangestellte – bei einem Frauenanteil von etwa 54%.²⁵ Die Stadt zeigte sich auch als Kinometropole, in der es 1921 bereits 418 Kinos mit einem Gesamtplatzangebot von 148.000 Sitzen gab, mit Großkinos wie dem UFA-Palast am Zoo, dem Capitol, dem Titania-Palast und dem Universum, in dem zwischen 40 und 60 Millionen Menschen alleine in Berlin jährlich ihre Zerstreuung suchten.

Kein Wunder, dass eine Romanfigur von Irmgard Keun (1905–1982), das *Kunstseidene Mädchen* (1931), aus der Provinzstadt nach Berlin flüchtet, sich dort in den Strom der Passanten in der Friedrichsstraße einreicht und nur noch in Film-Metaphern denken kann: »Da war ich ein Film und eine Wochenschau«, »Mein Herz ist ein Grammophon« oder das Selbstbekenntnis »Ich will schreiben wie Film«.²⁶

Wie im Roman wird Berlin auch im frühen Stummfilm als ein faszinierender Moloch gezeigt, so durch Fritz Lang in *Doktor Mabuse* (1922), der einen Meisterkriminellen vorstellt, dessen Macht sich über alle öffentlichen Orte der modernen Stadt, von der Börse über die Spielhallen bis zu den Vergnügungslokalen in den Armenvierteln erstreckt. Lang zeigt mit diesem sozialen Kriminalfilm ein erschreckendes Bild Berlins um 1922, ein Bild des inflationären Verfalls von Geld und Sitten. Als Doktor Mabuse in einer Abendgesellschaft gefragt wird: »Was halten Sie vom Expressionismus?« antwortet er: »Expressionismus ist eine Spielerei – aber warum nicht? Heute ist alles Spielerei!« Das Kriminalgenre erlaubte es Lang, Kritik zu üben, da die Verbrecher und die Kriminellen gesellschaftliche Schwachstellen als erste erkennen und für ihre negative Kraft ausnutzen. Als Fritz Lang 1924 zum ersten Mal New York sah, eine Stadt noch einmal doppelt so groß wie Berlin, wurde er zu einem Film inspiriert, der als Quintessenz der Moderne gilt: *Metropolis* – die Vision einer Großstadt im Jahr 2000. Die Herstellung sprengte alle bisherigen Dimensionen, bei eineinhalb Jahren Produktionszeit und mit 36.000 Statisten wurde er mit 5,3 Millionen Reichsmark zum teuersten Film, zum »Überfilm«, wie ihn die Werbung nannte.

Eine besondere Art von Liebeserklärung an die Stadt Berlin und gleichzeitig als ein Musterbeispiel der Neuen Sachlichkeit im Film ist Walter Ruttmanns Meisterwerk *Berlin – Symphonie einer Großstadt* (1927) zu verstehen. Er zeigt darin das Bild einer Stadt, in der Mensch und Maschine wie in einem symphonischen Klangkörper harmonieren. Durch rhythmische Schnitte gerät die Abschilderung der Realität zu einem bewussten Zusammenspiel vieler Einzelner, die die Chronologie des Tagesablaufes mit dem Quietschen der Schienen der Straßenbahn, dem Rhythmus des Kommens und Gehens, dem Auf und Ab des Tages verbindet. Um diesen Rhythmus der Musik deutlich zu machen, schneidet er Zwischentafeln mit Noten ein und empfiehlt eine Begleitmusik für Pianisten oder Orchester, die diesen Stummfilm auch akustisch zu einer Großstadtsymphonie werden lässt.

Eine hochinnovative Collage aus Film und Roman, die den Rhythmus der Großstadt auffangen möchte, ist Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* (1929). Die Geschichte von

25 Büsch: Entstehung und Leistung der ersten Berliner Demokratie, S. 20 f.

26 Zitiert nach Irmgard Keun: *Das kunstseidene Mädchen*. Roman. Nach dem Erstdruck von 1932 mit einem Nachwort hrsg. von Anna Barbara Hagen. Frankfurt: Büchergilde Gutenberg 2005, hier S. 92, 53 und 10.

Franz Biberkopf ist bis heute einer der bedeutendsten Großstadtromane in deutscher Sprache, durch seine Technik des inneren Monologs und der erlebten Rede, der Montage von Zeitungsausschnitten und den Geräuschen großstädtischer Lebenswelt, der Komposition unterschiedlichster Sprachschichten, des Ineinanderschneidens von Motiven und Handlungssträngen, der filmschnittartigen Reihung heterogener Bilder und Szenen wird er immer wieder mit James Joyce' *Ulysses* oder John Dos Passos' *Manhattan Transfer* verglichen. Der aus dem Gefängnis entlassene Biberkopf beschließt anständig zu werden, scheitert aber an der Großstadtrealität. Der Text wurde als ein Paradigma für die Unterlegenheit des Einzelnen gegenüber der Übermacht der Großstadt und des modernen Lebensrhythmus' angesehen. Er wurde von den zeitgenössischen Rezensenten als *der* Großstadtroman, als *die* Symphonie des wirklichen Lebens seiner Zeit verstanden. Der zum großen Teil 1928 geschriebene Roman wurde zuerst in der *Frankfurter Zeitung* abgedruckt und im Oktober 1929 in einer Auflage von 10.000 Exemplaren bei S. Fischer veröffentlicht. Obwohl im Herbst 1929 nach dem Literaturnobelpreis für Thomas Mann im Verlag S. Fischer vor allen Dingen die *Buddenbrooks* mit einer 100.000er Startauflage im Mittelpunkt aller Anstrengungen standen, gelang es Döblin im Schatten dieses Großerfolges rasch mehrere neue Auflagen zu erzielen. Im Dezember 1929 wurden die zweiten 10.000, im Januar 1930 bereits die dritten 10.000, im April 1930 die vierten 10.000 aufgelegt. Weitere 10.000 erschienen 1931 als die Verfilmung von Phil Jutzi auf den Markt kam. Heinrich George als Franz Biberkopf gab dem Film im wörtlichen Sinne sein spezifisches Aussehen.

Berlin konnte zahlreiche weitere Superlative für sich in Anspruch nehmen: mit den Berliner Verkehrsbetrieben (BVG) entstand das größte kommunale Unternehmen der Welt, das mit Straßen-, Bus- und U-Bahnlinien zur Beschleunigung des Stadtlebens beitrug; auch die Stromversorgung war technisch ohne Vergleich, sodass Berlin 1928 zur »Europäischen Stadt des Lichtes« deklariert wurde. Auch im kulturellen Bereich konnte die Stadt eine Sonderstellung erreichen: ein eigenes städtisches Opernhaus wurde gebaut, eine eigene städtische Gemäldegalerie eingerichtet, neben der schon erwähnten lebendigen Kinoszene belebten die Berliner Revueszene Jazzbands wie die *Chocolate Kiddies*, Tanzkompagnien wie die *Tiller-Girls*. Die Deutsche Grammophon-Gesellschaft kreierte in Berlin ein neues Plattenlabel speziell für die Vermarktung amerikanischer Jazzproduktionen.²⁷ Daneben unterrichtete Arnold Schönberg an der Preußischen Akademie, Paul Hindemith an der Hochschule der Musik, wurde 1926 Otto Klemperer zum Direktor der Kroll-Oper berufen und brillierte Wilhelm Furtwängler als Direktor der Berliner Philharmoniker.

Die Verlage hielten mit diesem reichen Angebot Schritt: 1919 existierten bereits 769 Verlage in Berlin, 1929 sogar 870, dazu noch einmal 217 Verlage mit angeschlossener Sortimentsbuchhandlung.²⁸ S. Fischer und Rowohlt verkörperten die traditionellen Verlage, denen es immer wieder gelang, sich neuen Tendenzen zu öffnen; der Berliner Verlag Th. Knauer startete unter dem Verleger Adalbert Droemer seine »Romane der Welt« zu dem unschlagbaren Preis von 2,85 Mark in gebundener Form, etwa der Hälfte des durchschnittlichen Ladenpreises. Die Reihe erschien unter der Herausgeberschaft Thomas Manns; die Romane kamen jeweils freitags in den Buchhandel, um das neu zur

27 Vgl. Large: Berlin, S. 204 ff.

28 Mahlke: Berlin als Verlagsort im 19. Jahrhundert, S. B 136.

Verfügung stehende freie Wochenende ab Samstagmittag mit guter Lektüre verbringen zu können,²⁹ getreu dem Slogan eines anderen Verlags: »Du gehst am Abend nicht mehr aus, hast Du ein Malik-Buch zu Haus.« Dessen Verleger, Wieland Herzfelde, publizierte russische Autoren, Maxim Gorki und Ilja Ehrenburg, aber auch sozialkritische Romane von Upton Sinclair und die skandalumwitterten Mappenwerke von George Grosz. Da in Berlin 1923 schätzungsweise 360.000 russische Emigranten lebten, gründete Ullstein einen eigenen Verlag für russische Literatur, Slovo, in dem u.a. Vladimir Nabokov oder Alexej Tolstoi verlegt wurden.

S. Fischer hatte nicht nur Gerhart Hauptmann, Thomas Mann und Hermann Hesse in seinem Programm, sondern auch Alfred Döblin und John Dos Passos. Rowohlt konnte neben dem *Mann ohne Eigenschaften* von Robert Musil amerikanischen und französischen Erzählern wie Hemingway und Balzac zum Durchbruch in Deutschland verhelfen. Der Erich Reiss Verlag wurde besonders durch die Arbeiten von Egon Erwin Kisch *Der rasende Reporter* u.a. bekannt, Gustav Kiepenheuer brachte Marie Luise Fleißer, Erich Kästner, Siegfried Kracauer, Anna Seghers und Ernst Toller auf den Markt, Bruno Cassirer konnte mit seinem Literatur- und Paul Cassirer mit seinem Kunstverlag neue Maßstäbe setzen. Der lebendigste Berliner Verlag, der die Mehrfachverwertung in Zeitungen, Zeitschriften, Buch- und Filmgeschäft kreativ miteinander verband, war Ullstein.³⁰ In seinem Buchprogramm konnte der Pressekonzern seit 1903 ein großstädtisches Massenpublikum erreichen, das sich danach noch die Verfilmungen durch die hauseigene Filmverlagsgesellschaft UCO ansah. *Doktor Mabuse, der Spieler* wurde 1921 in der *Berliner Illustrierten Zeitung* abgedruckt, dann als Buch publiziert und hatte 1922 als Stummfilm von Fritz Lang bei UCO Premiere. Die letzten Folgen des Vorabdrucks in der *Berliner Illustrierten* erschienen bereits mit Fotos vom Filmdreh.³¹ Die Verbindung aller Printmedien mit dem neuen Medium Film gehört zu den herausragenden Signaturen dieser Epoche, ebenso wie die bewusste Bestsellerpolitik.³²

Medienkonkurrenz: Hörfunk

Das Radio erzählt Euch allen,
Was immer Neues vorgefallen...
Wir funken bis zum Untergang
Ins Weltall, kilometerlang.³³

Skeptisch und fasziniert zugleich wurde 1923 das neue Medium Radio aufgenommen, zum einen als »Wunder der Welle« gefeiert, zum anderen wegen der unbegreiflichen Technik mit Schauern betrachtet. Ein wesentliches Element des Radios wird schon in Kurt Schwitters Zeilen deutlich: die Schnelligkeit. Während in den Druckereien noch gesetzt wurde, hatte der Rundfunk die Nachricht bereits verbreitet. Die Voraussetzung

29 Vgl. Ute Schneider: Eine Stadt liest – Berliner Buchhandel und Verlagswesen. In: Berlin – Medien und Kulturgeschichte einer Hauptstadt. Hrsg. v. Matthias Bauer. Tübingen: attempo 2007, S. 73-88.

30 Schneider: Romanabteilung im Ullstein-Konzern.

31 Schneider: Eine Stadt liest.

32 Vgl. den Artikel *Belletristische Verlage* von Stephan Füssel im 2. Teilband.

33 Kurt Schwitters: Schmidt-Lied (1927).

dazu hatte Heinrich Hertz mit der Entdeckung der elektrischen Wellen 1888 geschaffen. Das frühe Radio verstand sich zunächst als ein »drahtloses Telefon«. Daher wurde das neue Medium zunächst nicht als ein Massenkommunikationsmittel, sondern eher als die Weiterentwicklung persönlicher Kontaktformen wie Brief oder Telefon angesehen. Als die Massenwirksamkeit des Hörfunks erkannt wurde, sicherte sich die staatliche Post die Hoheitsrechte. Zwischen 1914 und 1918 war das Funken die Domäne des Militärs. Seit 1917 wurden aber nicht nur Heeresberichte und Kriegsnachrichten gesendet, sondern auch Musik und Lesungen von Literatur – wenn auch zunächst nur für Frontsoldaten. Die kriegsbedingte Verbreitung von Funkgeräten war die Grundlage für den Aufbau der Funkindustrie nach dem Krieg. Ein ganzer Industriezweig stellte sich von kriegsbedingter auf zivile Nutzung um. Der als »Vater des deutschen Rundfunks« apostrophierte Ministerialrat im Reichspostministerium Hans Bredow erläuterte dies:

Radio ist in Deutschland gerade in einer Zeit der tiefsten wirtschaftlichen und seelischen Not wie ein befreiendes Wunder begrüßt worden und wird hier als Kulturfaktor betrachtet, dessen Auswirkungen auf das kulturelle, politische und wirtschaftliche Leben nicht hoch genug angeschlagen werden können. Zum ersten Mal seit der Erfindung der Buchdruckerkunst durch den Deutschen Gutenberg ist eine Möglichkeit geschaffen, geistige Güter gleichzeitig Ungezählten zu übermitteln.³⁴

Als Bredow 1924 dieses Bekenntnis abgab, war das Radio aber noch mehr ein Hobby für Bastler, die nach einer nicht besonders anschaulichen Anleitung ihre Empfänger zusammenlöten mussten. Sie gingen dann auf die Jagd nach allem, was im Äther schwirrte. Am 7. November 1923, auf dem Höhepunkt der Inflation, wurde der Sendebetrieb in Berlin aufgenommen, die erste Rundfunkgebühr betrug 340 Milliarden Reichsmark. 1924 wurden neun weitere Rundfunkanstalten gegründet und das Radio wurde zunehmend als Bildungsinstitution angesehen, als eine Volkshochschule über den Äther. Der künstlerische Leiter des norddeutschen Rundfunks in Hamburg sagte dazu: »Es gilt, jeder neuen Generation als Ergänzung zur Literaturstunde Kenntnis der deutschen Dramatiker zu vermitteln und die Jugend für den Theaterbesuch vorzubereiten; es gilt weiter, der jungen Kunst den Weg in die Masse zu ebnen und diese Masse anzuregen, auch das Neue zu betrachten und zu beachten.«³⁵ Der Slogan von der Demokratisierung des Wissens galt nun nicht mehr dem Buchdruck, sondern dem Hörfunk, dem man alle Segnungen der Technik zusprach. Stefan Zweig plädierte für die Schaffung von Rundfunkschulen und Rundfunkuniversitäten.³⁶ Thomas Mann forderte noch 1932, der »Staat müsse dem Rundfunk seine Kulturmission zuweisen«.³⁷ Max Brod pries die große kulturelle und soziale Aufgabe des Rundfunks: Dies sei »deshalb so besonders wichtig, weil durch die Verarmung Deutschlands die Pflege kultureller Werte aus wirtschaftlichen Gründen so sehr erschwert ist. Bücherkauf, Haltung von Zeitschriften, Theater- und Konzertbesuch sind für die große Masse der Interessierten sehr eingeengt. Hier ist eine Aufgabe für den Rundfunk; nicht in Konkurrenz, sondern im Einvernehmen mit den betreffenden Stellen

34 Hans Bredow: Dem deutschen Rundfunk zum Geleit. In: Ders.: Aus meinem Archiv. Heidelberg 1950, S. 154.

35 Hay: Literatur und Rundfunk, S. 141.

36 Schneider: Radio-Kultur, S. 104 f.

37 Schneider: Radio-Kultur, S. 118 f.

durch Übertragungen, eigene Veranstaltungen, Vorträge, Bücherstunden usw. ein kulturelles Bedürfnis der Hörerschaft zu erfüllen und darüber hinaus dadurch werbend für Theater, Konzert, Buch- und Zeitschriftenverlag zu wirken«. ³⁸

Wurden zunächst Theateraufführungen live übertragen, so wurden sie wegen der schlechten technischen Qualität später im Studio nachgestellt und schließlich in einer gekürzten und bearbeiteten Fassung exklusiv für die Sendung inszeniert, auf diese Weise entstand das Hörspiel. Die im Radio gesendeten Vortragsserien, etwa zu den *Dramatikern des 19. Jahrhunderts* oder zum *Deutschen Lustspiel bis Lessing* wurden anschließend in Buchreihen, z.B. im Knauer-Verlag herausgegeben. Der Hörfunk wurde so zum direkten Anreger für die Verlage. Reclam schuf z.B. eine Reihe *Reclams Rundfunk- und Theaterbibliothek*. ³⁹ Im besonderen Maße wurde der Rundfunk zum Nährboden für die Buchautoren, nämlich als direkter Werbeträger für das Buch. Titel, die in den »Bücherstunden im Rundfunk« rezitiert und vorgestellt wurden, waren am nächsten Tag der Verkaufsschlager im Sortiment, sodass die Verleger in ihren Anzeigen und Plakatschlägen damit Werbung betrieben, dass der Titel in der »Funk-Stunde« besprochen werde. Auch der beginnende Sachbuchmarkt profitierte von der Technik-Euphorie, da sich mehrere Reihen von Technikratgebern mit der »Theorie und Praxis zum Selbstbau von Rundfunkgeräten« befassten.

Medienkonkurrenz: Kino

Aber nicht nur durch den Hörfunk, sondern auch durch das Kino wurden die Klassiker und die zeitgenössischen Autoren neu entdeckt. ⁴⁰ Neben der legendären *Faust*-Verfilmung von Wilhelm Murnau 1926 mit Emil Jannings als Mephisto, Gösta Eckmann als Faust und Camilla Horn als Gretchen wurden auch Schillers Leben und seine Werke popularisiert. Es gab französische, englische, und italienische Verfilmungen des *Wilhelm Tell* und des *Don Karlos*, ja selbst von der Ballade *Der Handschuh*. 1917 wurde *Die Glocke* als ein Drama in vier Akten, »frei nach Motiven von Friedrich Schiller«, von Franz Hofer verfilmt, 1922 erneut. ⁴¹ Einen Höhepunkt der Schiller-Verehrung bildete 1923 der Stummfilm *Friedrich Schiller. Eine Dichterjugend* unter der Regie von Kurt Goetz, der zusammen mit Max Kaufmann auch das Drehbuch erstellt hatte. Grundlage für diese Verfilmung von Schillers Jugendjahren war der Roman von Hermann Kurz (1813–1873) *Schillers Heimatjahre*. Die aufwendige Produktion wurde an den Originalschauplätzen in und um Stuttgart gedreht und versucht, die prägenden Jugendjahre Schillers mit viel Atmosphäre einzufangen, um damit den weiteren Lebensweg des Dichters verstehen zu helfen. Dieser Film lebt von den Milieuzeichnungen und den Eindrücken des jungen Schülers, Regimentsmedikus und Mannheimer Theaterdichters Schiller, und bietet damit eine höchst moderne Form der Interpretation aufgrund der

38 Schneider: Radio-Kultur, S. 110 f.

39 Vgl. Georg Ewald: Werbebeilagen in Reclams Universal-Bibliothek. In: Reclam. 175 Jahre Universal-Bibliothek 1867–1925. Hrsg. von Dietrich Bode. Stuttgart 1992, S. 245–256.

40 Vgl. mit weiteren Beispielen Füssel: Medienverbund statt Bücherkrise.

41 Vgl. den ausgezeichneten Katalog des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N.: Hätte ich das Kino; zu Schiller S. 249–258.

Prägungen der Jugendjahre.⁴² Dieser Film, der zum Schiller-Jahr 2005 wiederentdeckt wurde,⁴³ hatte zeitgenössisch nicht nur die Schiller-Begeisterung neu entfacht, sondern auch den zugrunde liegenden Schiller-Roman von Hermann Kurz von 1843 (!) zu einem Bestseller gemacht, der nach 1923 in der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart in sieben Auflagen erschien, darunter auch in einer gehobenen Ausstattung als Konfirmationsgeschenk; er wurde in den Zwanzigerjahren ebenso bei Westermann in Braunschweig verlegt, in Leipzig bei Grethlein, bei Hesse & Becker und bei R. Vogtländer sowie in Hamburg bei der Deutschen Dichter Gedächtnis-Stiftung.

1921 wurden *Die Räuber* als ein »großartiges Kriegsdrama« im Film inszeniert und ebenfalls 1921 im Ufa-Palast am Berliner Zoo die *Verschwörung zu Genua* mit Hans Mierendorff als Fiesco und Erna Morena als Gräfin Leonore aufgeführt. 1922 nahm sich G. W. Pabst der *Luise Millerin* an, die von Lil Dagover gespielt wurde, Fritz Kortner spielte den Vater Miller.

Aber nicht nur die Klassiker erlebten durch den Film eine Renaissance, sondern auch nicht wenige zeitgenössische Schriftsteller strebten von vorne herein eine Verfilmung ihrer Dramen an, nicht zuletzt Gerhart Hauptmann.⁴⁴ Dessen Schauspiel *Rose Bernd* wurde unter der Regie von Alfred Helm bereits 1919 als »Monumentalfilm« verfilmt, 1922 sein in der *Berliner Zeitung* vorab gedruckter Roman *Phantom* in der Bearbeitung von Thea von Harbou sowie *Die Weber* unter der Regie von Friedrich Zelnik 1927.

Thomas Mann unterstützte die Verfilmung der *Buddenbrooks* nach einem Drehbuch von Alfred Fekete und Luise Heilborn-Körbitz, und erhielt von der A.A. Film Export Comp. 50.000 Mark als Anzahlung sowie 5% von allen Brutto-Einnahmen.⁴⁵ Die Expressionisten, u.a. Carl Hauptmann, Georg Kaiser oder Alfred Döblin experimentierten bewusst mit dem neuen Medium; Hugo von Hofmannsthal begeisterte sich für das Kino, das er als einen »Ersatz für die Träume« bezeichnete,⁴⁶ und schrieb mehrere Filmmanuskripte.

Zahlreiche Autoren wünschten sich – mit den Worten von Carlo Mierendorff – »Hätte ich das Kino!«,⁴⁷ aber zunächst verstanden nur wenige Verleger, welche neue Einnahmequelle sich parallel zum Buchgeschäft entfaltete. Einer dieser weit blickenden Verleger war der Münchner Friedrich Oldenbourg. Anlässlich des 100-jährigen Jubiläums des Börsenvereins 1925 publizierte er einen Sammelband mit dem Titel *Buch und Bildung*, in dem er selbst die Zukunftsaussichten des Buches thematisierte.⁴⁸ Erfreulich nüchtern konstatierte er, dass weder das Aufblühen der Zeitungen, der weit verbreitete

42 Einen vergleichbaren Ansatz wählte im Schiller-Gedenkjahr 2005 Friedrich Dieckmann: »Diesen Kuss der ganzen Welt!« *Der junge Mann Schiller*. Frankfurt am Main: Insel 2005.

43 Jaedicke, Horst: Curt Goetz und sein in Stuttgart gedrehter Schillerfilm (1923). Marbach a. N.: Deutsche Schillergesellschaft 2005 (= Spuren Nr. 70).

44 Hätte ich das Kino, Katalog, S. 168–176 u.ö.

45 Das Kino und Thomas Mann. 1975, S. 13.

46 Seinen Aufsatz »Ersatz für die Träume« publizierte er in *Das Tagebuch* Jahrgang 2 (1921), S. 685–687: »Was die Leute im Kino suchen ... ist der Ersatz für die Träume. Sie wollen ihre Phantasie mit Bildern füllen, starren Bildern, in denen sich Lebensessenz zusammenfasst, die gleichsam aus dem Inneren des Schauenden gebildet sind und ihm an die Nieren gehen. Denn solche Bilder bleibt ihnen das Leben schuldig«.

47 Nach dem Buchtitel von Carlo Mierendorff: Hätte ich das Kino! Berlin: Erich Reiss 1920 (Tribüne der Kunst und Zeit, Bd. XV).

48 Oldenbourg: Über die Zukunft des Buches, S. 87–103.

Rundfunk, noch der Siegeszug des Kinos ein Ende des Buches bedeutet hätten. Er registrierte allerdings den zeitgenössischen Wandel und forderte seine Kollegen auf, sich diesen veränderten Rezeptions- und Marktgepflogenheiten kreativ anzupassen. Die zunehmende Zeitungslektüre habe eine Veränderung der Lesegewohnheiten bewirkt, der man sich auch im Buchbereich durch ein verändertes Layout, eine bewusstere Schriftwahl und eine gediegenere Abbildungsqualität anpassen müsse. Die verbesserte Reproduktionstechnik erlaube es, Fotografien nicht nur in Zeitungen und Zeitschriften zu verwenden, was eine gesteigerte Informationsvielfalt und veränderte Sehgewohnheiten mit sich bringe und die Buchverlage unter Zugzwang setze, es den reich bebilderten Zeitungen und Zeitschriften gleichzutun. Das veränderte Bildbewusstsein sei auch eine Folge der beliebten Kinofilme, die die ästhetische Wahrnehmungsfähigkeit der Menschen verändert haben. Er sieht es aber als Vorteil an, dass viele Menschen nun erst durch den Film auf die Literatur aufmerksam gemacht werden. Durch diese vorausschauenden Bemerkungen, die er bezeichnenderweise zum Börsenvereinsjubiläum vortrug, gehörte er zu den weitsichtigen Mitgliedern der Standesvertretung.⁴⁹ Samuel Fischer hatte im vierzigsten Verlagsalmanach seines Verlages 1926 rasoniert:

Es ist nun sehr bezeichnend, dass das Buch im Augenblick zu den entbehrlichsten Gegenständen des täglichen Lebens gehört. Man treibt Sport, man tanzt, man verbringt die Abendsstunden am Radioapparat, im Kino – ist neben der Berufsarbeit vollkommen in Anspruch genommen und findet keine Zeit, ein Buch zu lesen.⁵⁰

Die Belege für diese resignierte Haltung blieb Samuel Fischer freilich schuldig, denn sowohl die allgemeinen Buchmarktdaten als auch die Publikationsdaten seines eigenen Verlages sprechen z.T. deutlich gegen diese Einschätzung. Gerade in den Jahren 1925–1927 wurden mit etwa je 31.000 Titeln Spitzenwerte in der Weimarer Republik erreicht, daneben wurden etwa 7.000 Zeitschriften publiziert – ebensoviel wie in den USA, Großbritannien, Schweden, Ungarn und der Schweiz zusammen.⁵¹ Aber nicht nur die Titelproduktion, sondern auch die jeweiligen Auflagen bewegten sich – zumindest nach Ausweis der Werbeanzeigen im *Börsenblatt* – in aller Regel im hohen vier- oder im fünfstelligen Bereich.

Während Samuel Fischer das Stichwort von der »Bücherkrise« ausgab, waren durch seine Lektoren und Berater bereits seit Anfang der Zwanzigerjahre wichtige Weichen gestellt, die dann sein Schwiegersohn Gottfried Bermann Fischer für eine positive Verlagsentwicklung nutzen konnte. Auch einer der bedeutendsten Autoren des Verlages, Gerhart Hauptmann, hatte sich von vorne herein die Filmrechte eigens sichern lassen und stand sowohl dem Hörfunk als auch der Filmverwertung sehr aufgeschlossen gegenüber.

Der Verlag hatte zunächst diese Nebenrechte gar nicht in seine Verträge aufgenommen, sondern von Autor zu Autor unterschiedlich und anlassbezogen reagiert. Eine Ausnahme bildete der 1920 abgeschlossene Verlagsvertrag mit Hugo von Hofmannsthal, der einen separaten Filmvertrag vorsah, der auch dem Verlag 15 Prozent Provision

49 Brohm: Das Buch in der Krise, S. 273 fasst die Bedeutung Oldenbourgs sehr präzise zusammen: »Damit weist seine Interpretation der gewandelten und sich weiter veränderten Funktion des Mediums ›Buch‹ deutlich über den Horizont der meisten seiner Zeitgenossen hinaus.«

50 S. Fischer: Bemerkungen zur Bücherkrise, S. 80–85.

51 Umlauff: Beiträge zur Statistik des deutschen Buchhandels, S. 72; vgl. den Beitrag von Barbara Kastner in diesem Band.

bei jeder Verfilmung zusicherte. Im Laufe der Zwanzigerjahre vermehrten sich aber dann die Verlagsverträge, die in einer Klausel die Verwertungsrechte (Übersetzungen, Abdrucke in Zeitungen und Zeitschriften, Verbreitung durch Rundfunk und Verfilmung) regelten. Die typische Klausel ab 1926 lautete: »Der Autor überträgt dem Verlag ferner das alleinige Recht, den Verkauf der Übersetzung in fremde Sprachen zu vermitteln, das Recht, Abdrucke in Zeitungen und Zeitschriften zu vergeben, sowie das Recht der Verbreitung durch den Rundfunk und der Verfilmung. Die erzielten Honorarbeiträge werden, abzüglich einer Provision von 25 Prozent für den Verlag, an den Autor abgeführt resp. mit ihm verrechnet.«⁵² Diese Verrechnungsbestimmung ermöglichte es damit dem Verlag, hohe, nicht abgegoltene Buchvorschüsse wenigstens zum Teil wieder zu erlangen, bzw. jungen, auf dem Buchmarkt noch nicht reüssierten Autoren die Weiterarbeit durch die Zahlung einer monatlichen Rente zu ermöglichen, wie es Peter de Mendelssohn in seiner Verlagsgeschichte von S. Fischer an mehreren Fallbeispielen erörtert.⁵³ Bermann Fischer ging noch einen Schritt weiter und schloss im Herbst 1929 einen der ersten Verträge einer internationalen Koproduktion mit Gaston Gallimard, dem Geschäftsführer des Pariser Verlagshauses, dem er ein deutsch-französisches Austausch-Abkommen zwischen beiden Verlagen vorschlug. Auf diese Art und Weise wurde es in einigen Fällen möglich, Bücher gleichzeitig in beiden Sprachen zu publizieren und somit den Autoren sehr gute Startmöglichkeiten zu eröffnen.

Die Filmverwertungs-Nebenrechte nicht wahrzunehmen, hätte bedeutet, die Realitäten des Films nicht zur Kenntnis zu nehmen. Im Jahr 1920 gab es bereits 3.422 Kinos in Deutschland, bis 1931 wuchs die Zahl auf etwa 5.000 an, wobei die sogenannten Großkinos, die mehr als 1.000 Zuschauern Platz boten, dominierten. Das Gemeinschaftserlebnis wurde im Kino zu einem ganz wesentlichen Element der Rezeption der Filme, und dies wurde bei den Stummfilmen durch Orchesterbegleitung noch einmal gesteigert. Im Jahr 1925 wurden 350 Millionen Kinoszuschauer gezählt, bei einer Einwohnerzahl von etwa 60 Millionen konnte man davon ausgehen, dass im Schnitt jeder Deutsche ab 6 Jahren sechsmal im Jahr ins Kino ging. Ein Grund dafür waren sicherlich die ausgesprochen niedrigen Eintrittspreise, die kaum eine finanzielle Schwelle darstellten, da sie in der Regel zwischen 10 und 20 Pfennigen lagen.⁵⁴ Die meisten Kinos spielten den ganzen Tag, ab 10 Uhr morgens oder spätestens ab 15 Uhr und zwar fortlaufend. In den großen Städten war naheliegenderweise die Versorgung mit Kinoplätzen besser, in Städten wie Berlin, Hannover, Leipzig oder Wiesbaden lag das Verhältnis von Einwohnern zu Kinositzen bei 1:36, im Ruhrgebiet z.B. bei 1:150. Seit 1919 kamen nicht nur viele literarische Verfilmungen in die Kinos, sondern auch die normale Vorführlänge wurde auf etwa 80–100 Minuten ausgedehnt.

Verschiedene Verlage stellten sich relativ rasch auf diese Mediensymbiose ein und produzierten das »Buch zum Film«, so u.a. der August Scherl-Verlag, der bereits 1920 zu Felix Philippis Romanverfilmung der Ufa *Monica Vogelsang* das Filmbuch mit Illustrationen zum gleichnamigen Film in einer zwanzigtausender Auflage herausbrachte. Damit war die Gattung der »Making Of«-Bücher geboren. Der Scherl-Verlag brachte dann u.a. Thea von Harbous Roman *Metropolis* zum gleichnamigen Monumentalfilm 1926 heraus,

52 Mendelssohn: S. Fischer und sein Verlag, S. 1048.

53 Mendelssohn, Kap. Exkurs über Nebenrechte, S. 1043–1050.

54 Vgl. Ute Schneider: Lektürebudgets in Privathaushalten. In: Gutenberg-Jahrbuch 1996, S. 341–351.

zusätzlich eine broschierte Ausgabe mit dem gekürzten Text und mit zahlreichen Filmfotos. Ebenfalls einen großen Bucherfolg erzielte Thea von Harbous *Nibelungenbuch* zum Film ihres Mannes Fritz Lang. Dieses Buch erschien 1924 im Drei Masken-Verlag, wiederum mit zahlreichen Fotos aus dem Film ausgestattet und erreichte eine nachweisbare Auflage von 70.000 Exemplaren. Ihr verfilmter Roman *Das Indische Grabmal* erschien als Ullstein-Buch Nr. 2 im Jahre 1921, ihr Roman *Frau im Mond* bei Scherl 1929.

Ähnlich kreativ erwies sich der Zsolnay-Verlag, der Romanverfilmungen mit Sonderausgaben begleitete, u.a. anlässlich der Verfilmung von Arthur Schnitzlers Novelle *Fräulein Else* 1928 in einer wohlfeilen Buchausgabe mit 60.000 Exemplaren Startauflage.

Natürlich profitierte der Buchmarkt auch davon, dass er Bücher über den Film herausbrachte und das Interesse an den Biografien der neuen Stars befriedigte. So erschienen Bildbände über die beliebten Schauspielerinnen Asta Nielsen oder 1931 ein Buch über Marlene Dietrich mit 40 Fotografien bei Kindt & Bucher.⁵⁵ Neben *Marlene Dietrich* waren ihre erfolgreichsten Verlagstitel *Filmphotos, wie noch nie* und ein Bildband über *Greta Garbo*. Überaus beliebt wurde der Bildband von Stefan Lorant *Wir vom Film. Das Leben, Lieben, Leiden der Filmstars*.⁵⁶ Das Buch lebt von den 300 Fotografien, Starportraits und Szenenfotos, aber auch von den zahlreichen Selbstäußerungen der deutschen und internationalen Schauspieler.

Auch die Buchstatistik der Jahre zwischen 1919 und 1923 belegt, dass die Filmbücher ein hohes Wachstum aufwiesen, die Sparte »Musik, Theater, Tanz und Kino« steigerte sich von 1919 bis 1929 um das Dreifache. Im Rowohlt-Verlag gab Arnolt Bronnen *Film und Leben Barbara La Marr* heraus, einen Hollywood-Roman nach Tagebüchern des früh verstorbenen Stummfilm-Stars Reatha Watson. Im Scherl-Verlag erschienen insgesamt zwölf Bände in der Serie *Illustrierte Filmbücher* über die Ufa-Stars der Zwanzigerjahre, so über Lil Dagover, Lilian Harvey, Willy Fritsch und Hans Albers sowie über Lucy Englisch.

Viele der Romane bei Ullstein wurden in den Zeitungen und Zeitschriften des Hauses vorab gedruckt und z.T. sogar als Auftragsarbeiten von den eigenen Redakteuren geschrieben, wie u.a. von der Redakteurin der Modezeitschrift *Die Dame*, Vicky Baum (1888–1960). Ihr Roman *Menschen im Hotel* erschien als Vorabdruck in der *Berliner Illustrierten Zeitung*, direkt danach im Juli 1929 mit einer Startauflage von 25.000 Exemplaren im Buchverlag (bis 1931 dann 56.000 verkaufte Exemplare im Hardcover) und dann 1932 anlässlich der Verfilmung mit Greta Garbo als eine Sonderausgabe zu 3 Mark, die über 100.000 mal verkauft wurde.

Auch der absolute Bestseller dieses Jahrzehnts *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque (der zuvor von Samuel Fischer abgelehnt worden war) wurde in der *Vossischen Zeitung* im November 1928 vorabgedruckt, mit 3.500.000 verkauften Exemplaren bei Ullstein bis 1932 zu einem der größten Bucherfolge aller Zeiten geführt und nach der Verfilmung von Lewis Milestone für ein internationales Publikum attraktiv, wie 28 Übersetzungen belegen.

Vergleichbar erging es Heinrich Mann, dessen Roman *Professor Unrat* 1905 bei Albert Langen in einer Auflage von 1.500 Exemplaren erschienen war. Erst seit 1916

55 Hessel, Franz: *Marlene Dietrich*. Berlin: Kindt & Bucher 1931, 20 Seiten und 40 Privat- und Filmphotos, Kartonage mit Portrait-Photo auf beiden Deckeln. – Der Verlag Kindt & Bucher bestand von 1929–1932, anfangs firmierte er in Gießen, ab 1931 in Berlin.

56 Berlin: Theater- und Filmverlagsgesellschaft 1928, 128 Seiten mit 300 Photographien.

verkaufte sich diese kritische Auseinandersetzung mit dem Gesellschaftssystem der Kaiserzeit im Kurt Wolff-Verlag in der Buchreihe »Der neue Roman« zum günstigen Preis von 3 Mark und in einem attraktiven Themenumfeld erheblich besser. 1925 wurde der Roman in die »Gelbe Reihe« bei Ullstein aufgenommen und bis 1930 etwa 100.000mal verkauft. Die Verfilmung 1930 durch den Regisseur Josef von Sternberg setzte eigene Akzente,⁵⁷ nahm wesentliche Elemente der Sozialkritik an der Kaiserzeit heraus und schilderte im zweiten Teil eher eine individuelle Eifersuchts-Tragödie. Aber durch die Besetzung mit Marlene Dietrich als Lola und Emil Jannings als Professor Unrat wurde dieser Film zu einem der ganz frühen Erfolge des deutschen Tonfilms. Am 1. April 1930 wurde *Der Blaue Engel* im Gloria-Palast in Berlin glanzvoll uraufgeführt. Gleichzeitig wurde der Roman von Heinrich Mann bei Ullstein neu aufgelegt und nun dank der Verfilmung auch international rezipiert.

Der Film übernahm in den Zwanzigerjahren durch seinen Einfluss auf das Massenpublikum mehr und mehr die Vorreiterrolle bei den kulturell wichtigen Themen ebenso wie bei der Unterhaltungsliteratur und bestimmte damit indirekt die Themenausrichtung des Buchmarkts. U.a. eröffnete Friedrich Wilhelm Murnaus *Nosferatu*-Film (mit Max Schreck in der Titelrolle) von 1922 nicht nur eine erneute Rezeption von Bram Stokers *Dracula*-Roman⁵⁸ von 1897 in den deutschsprachigen Ländern, sondern gleichzeitig auch eine Fülle von weiteren Vampirromanen, die sowohl im regulären Buchhandel als auch im Kolportagehandel der Zwanzigerjahre zu finden waren.

Der große Erfolg der Historienromane und historischen Biografien auf dem Buchmarkt der Zwanzigerjahre wurde begleitet und angeregt durch die Serie der *Fredericus Rex*-Filme nach den Romanen von Walter von Molo, die mit Unterstützung der deutschen Reichsregierung bei der Ufa hergestellt wurden.⁵⁹ Der Verlag Mörlins in Berlin gab 1923 *Das Fridericus Rex Buch* als »vom Dichter selbst getroffene Auswahl« mit einer Beschreibung aller vier Teile und 23 Szenenphotos heraus.

Selbst der größte Kritiker der kapitalistischen Medienindustrie, Bertolt Brecht, spielte virtuos auf der Klaviatur der neuen Medien. Seine Umarbeitung von John Gays (1685–1732) *Beggar's Opera* in der Übersetzung von Elisabeth Hauptmann ist ein Musterbeispiel der Medienvielfalt. Nach der Uraufführung der *Dreigroschenoper* am 24. September 1928 im Berlin Theater am Schiffbauerdamm folgten 4.200 Theateraufführungen in etwa 120 Theatern in einem Jahr. Der Erstdruck erschien im Verlag Felix Blochs Erben, danach erschienen Übersetzungen in 18 Sprachen innerhalb von fünf Jahren, und es wurden bis zum Jahr 1933 mehr als 10.000 Theateraufführungen in ganz Europa gezählt.⁶⁰ 21 Schallplatten von elf verschiedenen Plattenfirmen wurden innerhalb von drei Jahren mit den bevorzugten Songs vertrieben. Neben den Schallplattenaufnahmen entstand das »Buch zur Schallplatte«, nämlich eine Ausgabe *Brecht/Die Songs der Dreigroschenoper* im Gustav Kiepenheuer-Verlag Potsdam in einer Gesamtauflage von 50.000 Exemplaren,

57 Sternberg, Josef von: Ich, Josef von Sternberg. Erinnerungen. Velber bei Hannover: Friedrich Verlag 1967; Dirscherl, Luise/Nickel, Gunther: Der blaue Engel. Die Drehbuchentwürfe. St. Ingbert: Röhrig 2000.

58 Vgl. Belford, Barbara: Bram Stoker. A biography of the author of Dracula. 1996, S. 78–84.

59 Vgl. Petersen: Zensur in der Weimarer Republik, S. 250–55.

60 Brecht, Bertolt: Die Dreigroschenoper. Kommentar von Joachim Lucchesi. Frankfurt am Main: Suhrkamp BasisBibliothek 48, hier S. 120–130.

im Jahr darauf ein Klavierauszug bei der Universal-Edition. Bertolt Brecht selbst erstellte das Film-Exposé *Die Beule. Ein Dreigroschenfilm*, das von grundlegenden, vertieften Reflexionen über die Möglichkeiten optischer Medien begleitet wurde.⁶¹ Nach der Ablehnung dieses Manuskriptes durch die Nero-Film wurde eine Neuverfilmung ohne Mitwirkung des Autors durch den erfahrenen Regisseur Georg Wilhelm Pabst vorgenommen, das Drehbuch erarbeiteten László Vajda, Leo Lania und Béla Balázs, Uraufführung war am 19. Februar 1931 im Berliner Atrium. Der Autor klagte gegen diesen Film und beschrieb in einem Essay diesen *Dreigroschen-Prozeß* als *ein soziologisches Experiment*.⁶²

Weimar, eine Epoche zwischen Krise und Aufbruch

Die Diskussion um eine Bücherkrise in der Weimarer Republik zeigte, dass sich in diesen 15 Jahren das Verständnis vom Buch deutlich wandelte; es büßte seinen Nimbus als hohes Kulturgut ein und offenbarte deutlicher denn je seinen Warencharakter. Wichtige kulturelle Strömungen sind seitdem nicht mehr durch das frühere Leitmedium Buch allein zu interpretieren, sondern nur im Medienverbund: Neben das Buch rückten gleichberechtigt die illustrierten Zeitungen und Zeitschriften, der Hörfunk und die Schallplatte, der Stummfilm und der Tonfilm. Durch ihre Massenwirkung erreichten vor allem die aktuelle, illustrierte Tagespresse und der Film schnell eine meinungsbildende Wirkung. Darüber hinaus veränderten die bildbezogenen Medien die Seh- und Rezeptionsgewohnheiten des Publikums, ein Vorgang, der von manchem Beobachter mit Begeisterung quittiert wurde: »Das Bild wird eine der wirksamsten Waffen werden gegen den Intellektualismus, gegen die Mechanisierung des Geistes. ›Nicht mehr lesen! Sehen!‹ wird das Motto der Erziehungsfragen sein.«⁶³ Viele Kommentatoren der Entwicklung sahen damals eine radikale Umwälzung heraufdämmern, von der Buchkultur zur Filmkultur; sie erwarteten eine echte Zeitenwende und rechneten nicht mit einer Koexistenz der unterschiedlichen Formen.⁶⁴ Die Apokalyptiker unter ihnen glaubten den Trend der Zeit klar erkannt zu haben: »Los vom Buch! Schreit haufenweise eine Generation, die im Kraftwagen oder auf dem Laufrad durch die Lande rast, bobt und boxt, und die Bedürfnisse der Phantasie optisch im Kino und akustisch durchs Radio befriedigt. Lesen bedeutet ihr eine graue Abstraktion vom Leben, und Leben ist alles; im Leben selber wird sein Sinn gesucht.«⁶⁵ Wieder andere geißelten jene Phänomene des Sensationalismus, die als typisch »amerikanisch« angesehen wurden,⁶⁶ und deren schädliche Auswirkungen auf das deutsche

61 Als Heft 3 seiner Publikationsreihe *Versuche*.

62 Ebenso in Heft 3 der *Versuche*.

63 So Johannes Molzahn in einem im *Kunstblatt* 12/1928 erschienenen Beitrag *Nicht mehr lesen! Sehen!* (hier zit. nach: Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1918–1933, S. 228).

64 Vgl. etwa den Beitrag, den Adolf Behne 1926 zu dem vom Verlag der Weltbühne gemeinsam mit der Berliner Buchhandlung L.R. Prager veranstalteten Preisausschreiben zum Thema *Die Stellung des Publikums zur modernen deutschen Literatur* eingesandt hatte. Der Beitrag ist abgedruckt in: *Die Weltbühne* 22 (1926) 20, S. 774–777.

65 Willy Hellpach: *Treue dem Buch*. In: *Aus Wissenschaft und Antiquariat*. Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Buchhandlung Gustav Fock GmbH. Leipzig 1929, S. 1–8; hier S. 1.

66 Vgl. Hierzu den Abschnitt *Die Auseinandersetzung mit dem kulturellen Amerikanismus* in: *Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1918–1933*, S. 265–286.

Geistesleben: »Hauptsache ist schreien! schreien! schreien! Maßhalten ist verpönt. Trunkenheit ist Trumpf! Reklame ist Losung! Amerika lebe hoch!«⁶⁷

In der Retrospektive relativieren sich diese Befunde und Visionen allerdings ganz beträchtlich. Von Krise und dem Niedergang der Buchkultur war zwar viel die Rede (und ökonomisch wurde der Buchhandel Ende der 1920er Jahre von der Krise tatsächlich eingeholt)⁶⁸, doch stellt sich für die Jahre 1918–1933 die Epochenbilanz auch in buchhandelsgeschichtlicher Betrachtung als eine ausgesprochen reichhaltige dar. Aus den in diesem und im folgenden Teilband versammelten Beiträgen wird deutlich werden, dass sich das Buch in der Weimarer Zeit in vielfältigen Zusammenhängen im Zentrum der Diskussion befand. Jedes Verbot der in der Republik erstarkenden Zensur bestätigte indirekt die Bedeutung des gedruckten Mediums, und ähnliches gilt für die Reformbestrebungen zum Urheberrecht, das von Autoren und Verlegern nicht nur aufgrund neuer Möglichkeiten zur Verwertung von Werknutzungsrechten in Rundfunk und Film intensiv debattiert wurde. Die Autoren lieferten durch ihr Organisationsverhalten, die energische Vertretung ihrer Interessen und die gründliche Reflexion ihrer gesellschaftlichen Rolle ein höchst ergiebiges Untersuchungsmaterial, und wie die Weimarer Zeit in der Geschichte des Schriftstellertums einen besonders aufschlussreichen Abschnitt darstellt, so trat auch das Lesepublikum in eine historisch spannende Phase ein, bedingt durch tiefgreifende Umschichtungen, die zeitgenössisch nicht nur zu empirisch-lesesozioologischen Erhebungen herausforderten, sondern in Buchhandel und Bibliothekswesen auch zu zahlreichen neuen Initiativen im Bereich der Lesergewinnung und Leseförderung, gerichtet an soziale Schichten und Milieus, die durch gewaltige Modernisierungsschübe einen stark gestiegenen Orientierungsbedarf hatten. Oftmals plakativen Ausdruck fanden die neuen Formen der Zielgruppenansprache in der äußeren Gestaltung der Bücher; der Schutzumschlag wurde kompromisslos als Werbefläche interpretiert und zusammen mit der Typographie in den Dienst des überbordenden Ausdruckwillens der Zeit genommen. Dass Buchkunst und Buchgestaltung, auch bibliophiles Interesse in der Weimarer Republik eine Blütezeit erlebten, fügt dem Gesamtbild eine wichtige Facette hinzu.

Der Buchhandel sah sich also nach 1918 nicht nur einer bewegten politischen und wirtschaftlichen Lage, sondern auch in gesellschaftlich-kultureller Hinsicht markant veränderten Rahmen- und Entwicklungsbedingungen gegenüber gestellt. Eine besondere Herausforderung bedeutete dies für die Branchenorganisation, für den Börsenverein der Deutschen Buchhändler, der die explosiv gewachsenen inneren Spannungen durch strukturelle Reorganisation zu bewältigen suchte und zugleich in schwieriger Zeit die marktregulierenden Maßnahmen setzen musste, mit denen das Funktionieren des Systems des deutschen Buchhandels – schon damals das weitaus differenzierteste und leistungsfähigste weltweit – sicher gestellt werden konnte. Dass dies allen Hindernissen zum Trotz in beachtlichem Maße gelang, zeigen die Produktionsziffern des Buchverlagswesens, das sich gegenüber den krisenhaften Entwicklungen der Gesamtwirtschaft zwar nicht unempfindlich, aber in der Grundsubstanz doch einigermaßen beständig

67 J. E. Poritzky: Jack London oder: Das Übermaß der Anerkennung (1927/28); hier zit. n. Vogt-Praclik: Bestseller in der Weimarer Republik 1925–1930, S. 22.

68 Noch im Frühjahr 1929 konnte Willy Haas als Ergebnis einer Rundfrage bei großen Leipziger Verlagshäusern eine vergleichsweise günstige Situation des deutschen Verlagsgewerbes konstatieren, vgl. die Artikelserie in *Die Literarische Welt*, April u. Mai 1929.

zeigte. Wie sich damals auch Erfolgsgeschichten schreiben ließen, zeigt unter anderem der Blick auf den Wissenschaftsverlag und das Fachverlagswesen; aus der Beobachtung der Kräfteverschiebungen zwischen den Programmbereichen und der neuen Schwerpunktbildungen, auch der Sonderentwicklungen und -konjunkturen wie bei den politisch-weltanschaulichen Verlagen ergibt sich gleichsam von selbst ein Profil der Epoche. Nach außen unauffällig, nach innen aber wirksam änderte sich auch die Organisation der Verlagsarbeit; die gestiegene Bedeutung des Lektors ist nur ein Indiz dafür. Konzernbildung, Konzentration gehören ebenfalls zu den Themen, die in der Weimarer Republik neue Dimensionen gewannen. Dies gilt nicht nur für die großen Pressekonzerne wie Ullstein, die sich auch im Buchverlag betätigten und aus diesen Verbundformen eindrucksvolle Synergieeffekte erzielten; Konzentration verschaffte auch dem Zwischenbuchhandel beträchtlich vergrößerte Spielräume für strategisches Handeln auf dem Markt. Auch im Buchexport war ausgreifendes unternehmerisches Agieren gefordert, allein schon zur Schadensbegrenzung nach dem Ersten Weltkrieg. Ein Lehrstück anderer Art hielt die Weimarer Zeit für den Sortimentsbuchhandel bereit: Das Auftreten neuer Vertriebswege für das Buch, allen voran der Siegeszug der Buchgemeinschaftsidee, aber z.B. auch der offensiv agierende Warenhausbuchhandel und der Verkehrsbuchhandel stellten eine Herausforderung dar, die es erst einmal zu erkennen und im weiteren zu bewältigen galt. Bei aller Traditionslastigkeit gab es aber auch im Bereich des konventionellen Buchhandels frische Ideen und in der jüngeren Generation die Bereitschaft, manchem althergebrachten Schlendrian »den Zopf abzuschneiden«.

Dass es der Welt des Buches und des Buchhandels in der Weimarer Zeit an Lebendigkeit gefehlt hätte, wird man schon nach solchen Andeutungen nicht für wahrscheinlich halten dürfen. Kaum 15 Jahre umfasst der Beobachtungszeitraum, und doch hält er so reichen Stoff bereit, dass es keine Mühe macht, daraus das Bild einer eigenständigen, dynamischen Epoche der deutschen Buchhandelsgeschichte zu rekonstruieren.

Literatur

Quellen

- ACKERMANN, Eduard: Geschichte des Buchhandlungs-Gehilfen-Vereins. Leipzig o.J.
- BERMANN FISCHER, Gottfried: Bedroht – bewahrt. Weg eines Verlegers. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1967.
- BORGIUS, Walther: Zur Sozialisierung des Buchwesens. Berlin: Verlag Neues Vaterland, E. Berger u. Co. 1919.
- Der Allgemeine Deutsche Buchhandlungsgehilfen-Verband 1898–1922. Festschrift zur Feier des Fünfzigjährigen Bestehens. Leipzig 1922.
- DETTE, Walter: Die Sozialisierung der Buchproduktion und des Buchhandels. Hannover: Banas & Dette 1919.
- FISCHER, Samuel: Bemerkungen zur Bücherkrise. In: Das 40. Jahr. Berlin: S. Fischer 1926, S. 80–85.
- FISCHER, Samuel: Novitätensucht. In: Börsenblatt 94 (1927) 279, S. 1402 f.
- HOFMANN, Walter: Buchpolitik. Vortrag, gehalten am 17. März 1929 im Alten Theater zu Leipzig anlässlich des »Tages des Buches«. In: Ders.: Buch und Volk, Köln: Der Löwe. 1951, S. 9–15.
- JÄGER, Christian/Schütz, Erhard: Glänzender Asphalt. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik. Berlin: Fannei & Walz 1994 (Berliner Texte NF 10).
- KRACAUER, Siegfried: Über Erfolgsbücher und ihr Publikum (1931). In: Ders.: Schriften, Bd. 5.2, Aufsätze 1927–1931. Hrsg. v. Inka Mülder-Bach. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990, S. 334–342.

- OLDENBOURG, Friedrich: Über die Zukunft des Buches. In: Buch und Bildung. Eine Aufsatzfolge. München: Beck 1925, S. 87–103.
- Pressekonzentration und Zensurpraxis im Ersten Weltkrieg. Texte und Quellen. Hrsg. v. Heinz Dietrich Fischer. Berlin 1973.
- Publikationen der Vereinigung linksgerichteter Verleger (1925–1926). Hrsg. von Wolfgang U. Schütte. Leipzig: Zentralantiquariat der DDR 1988.
- SUHR, Otto: Die Lebenshaltung der Angestellten. Untersuchungen aufgrund statistischer Erhebungen des Allgemeinen freien Angestelltenbundes. Berlin 1928.
- Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1918–1933. Hrsg. v. Anton Kaes. Stuttgart: Metzler 1983.
- WIESE, Leopold von: Die Sozialisierung des Buchverlags. In: Ludwig Sinzheimer (Hrsg.): Die geistigen Arbeiter. Erster Teil. Freies Schriftstellertum und Literaturverlag (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 151). München und Leipzig 1922, S. 387–414.
- ZIMMERMANN, Albert: Abriß einer Geschichte der Deutschen Buchhandelsgehilfen-Bewegung. Leipzig: Verlag des Allgemeinen deutschen Buchhandlungsgehilfen-Verbandes 1932.

Nachschlagewerke

- Die Weimarer Republik 1918–1933. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft. Hrsg. v. Karl-Dietrich Bracher, Manfred Funke und Hans-Adolf Jacobsen. Düsseldorf: Droste 1987.
- ERDMANN, Karl Dietrich: Die Weimarer Republik (Handbuch der deutschen Geschichte, Bd.19). München: dtv 1980.
- GAY, Peter: Die Republik der Außenseiter. Geist und Kultur in der Weimarer Zeit 1918–1933. Frankfurt am Main: Fischer Tb. 1987.
- Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 5. 1918–1945: Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur. Hrsg. v. Dieter Langewiesche u. Heinz-Elmar Tenorth. München: Beck 1989.
- Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Hrsg. v. Hermann Aubin u. Wolfgang Zorn, Bd.2: Das 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Wolfgang Zorn. Stuttgart 1976.
- Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Hrsg. v. Wolfram Fischer u.a., Bd.6: Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Wolfram Fischer. Stuttgart: Klett Cotta 1987.
- Hätte ich das Kino! Die Schriftsteller und der Stummfilm. Ausstellung u. Katalog: Ludwig Greve, Margot Pehle u. Heidi Westhoff. Marbach a.N.: Deutsche Schillergesellschaft 1976.
- HERMAND, Jost: Die Kultur der Weimarer Republik. Frankfurt am Main: Fischer Tb. 1988.
- KOLB, Eberhard: Die Weimarer Republik. 3.Aufl. München: Oldenbourg 1993.
- LAQUEUR, Walter: Weimar. Kultur einer Republik. Frankfurt a. M., Berlin: Ullstein 1976.
- MOMMSEN, Hans: Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918–1933. (Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd.8). Berlin: Propyläen 1989.
- SCHRADER, Beate; Schebera, Jürgen: Die Goldenen Zwanziger Jahre. Kunst und Kultur der Weimarer Republik. Leipzig: Edition Leipzig 1987.
- Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1918–1933. Mit einer Einleitung und Kommentaren hrsg. von Anton Kaes. Stuttgart: Metzler 1983.
- Wem gehört die Welt – Kunst und Gesellschaft in der Weimarer Republik. Berlin 1977.

Forschungsliteratur

- ADRIAN, Werner: Die Erste deutsche Buchhändler-Gewerkschaft. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 36 (1991), S. 95–164.
- ADRIAN, Werner: Gewerkschaften und gewerkschaftliche Bestrebungen im deutschen Buchhandel zwischen 1918 und 1983. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 47 (1997), S. 105–25.

- Berlin, Berlin. Die Ausstellung zur Geschichte der Stadt. Hrsg. v. Gottfried Korff u. Reinhard Rürup. Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1987.
- BROHM, Berthold: Das Buch in der Krise. Studien zur Buchhandelsgeschichte der Weimarer Republik. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 51 (1999), S.189–331.
- Das Buch in den zwanziger Jahren. Hrsg. v. Paul Raabe. Hamburg 1978 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 2).
- BÜSCH, Otto: Entstehung und Leistung der ersten Berliner Demokratie. Das neue Groß-Berlin als Hauptstadt der Weimarer Republik. In: Büsch, Otto u. Wolfgang Haus: Berliner Demokratie 1919–1985. Bd. 1. Berlin, New York 1987 (Veröffentl. der Hist. Kommission zu Berlin Bd. 70).
- Deutsche Kommunikationskontrolle des 15. bis 20. Jahrhunderts. Hrsg. v. Heinz-Dietrich Fischer. München 1982 (Publizistik-Historische Beiträge 5)
- FISCHER, Ernst: Der »Schutzverband deutscher Schriftsteller« 1909–1933. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 21 (1980), Sp. 1–666.
- FÜSSEL, Stephan: Vom Schaufenstergesetz zur Bücherverbrennung. Zur Kontinuität der »Schmutz- und Schunddebatte«. In: Buchhandelsgeschichte 1993/2, S. B 55–B 65.
- FÜSSEL, Stephan: Das Buch in der Medienkonkurrenz der zwanziger Jahre. In: Gutenberg-Jahrbuch 1996, S. 322–340.
- FÜSSEL, Stephan: Die Buchkultur in der Weimarer Republik. Reminiszenzen an ein von Paul Raabe vorbereitetes Forschungsfeld. In: Entdeckung-Begegnung-Bewegung. Wiss. Festkolloquium zu Ehren von Prof. Dr. Paul Raabe. 2002. Halle: Franckesche Stiftungen 2003, S. 97–111.
- FÜSSEL, Stephan: Medienverbund statt Bücherkrise. Zum Verhältnis von Buch und Film in der Weimarer Republik. In: Buchkulturen. Beiträge zur Geschichte der Literaturvermittlung. Hrsg. v. M. Estermann, E. Fischer u. U. Schneider. Wiesbaden: Harrassowitz 2005, S. 431–444.
- GÖBEL, Wolfram: Sozialisierungstendenzen expressionistischer Verlage nach dem Ersten Weltkrieg. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 1, 1976, S. 178–200.
- Grieser, Thorsten: Buchhandel und Verlag in der Inflation. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 51. Frankfurt a.M. 1999, S. 1–188.
- KING, Lynda J.: Bestsellers by design. Vicki Baum and the house of Ullstein. Detroit 1988.
- LARGE, David Clay: Berlin. Biographie einer Stadt. München: C. H. Beck 2002.
- Literatur der Weimarer Republik 1918–33. Hrsg. v. Bernhard Weyergraf. München, Wien: Carl Hanser Verlag 1995 (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 8)
- Literatur und Rundfunk 1923–1933. Hrsg. v. Gerhard Hay. Hildesheim 1975.
- MAHLKE, Regina: Berlin als Verlagsort im 19. Jahrhundert. In: Buchhandelsgeschichte (1987) H. 4, S. B 131–39.
- MENDELSSOHN, Peter de. S. Fischer und sein Verlag. Frankfurt am Main: S. Fischer 1970.
- Die Metropole. Industriekultur in Berlin im 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Jochen Boberg, Tillmann Fichter, Eckhart Gillen. München: C. H. Beck 1986.
- Radio-Kultur in der Weimarer Republik. Hrsg. v. Irmela Schneider. Tübingen 1984.
- RICHARDS, Donald Ray: The German Bestseller in the 20th Century. A complete Bibliography and Analysis 1915–1940. Bern: Lang 1986.
- RICHTER, Helmut: Berlin. Aufstieg zum kulturellen Zentrum. Bonn: Ferd. Dummlers Verlag 1987.
- SCHNEIDER, Ute: Die »Romanabteilung« im Ullstein-Verlag der 20er und 30er Jahre. In: IASL 25 (2000). H. 2, S. 93–114.
- SCHNEIDER, Ute: Der Buchverlag in der perfektionierten Vermarktungskette. In: 125 Jahre Ullstein. Presse- und Verlagsgeschichte im Zeichen der Eule. Berlin: Axel Springer 2002, S. 46–53.
- SEGEBERG, Harro: Literatur im Medienzeitalter. Literatur, Technik und Medien seit 1914. Darmstadt: Wiss. BG 2003.
- UMLAUFF, Ernst: Beiträge zur Statistik des deutschen Buchhandels. Leipzig 1934.
- VOGT-PRACLIK, Kornelia: Bestseller in der Weimarer Republik 1925–1930. Eine Untersuchung (Arbeiten zur Geschichte des Buchwesens in Deutschland, Heft 5). Herzberg: Bautz 1987.

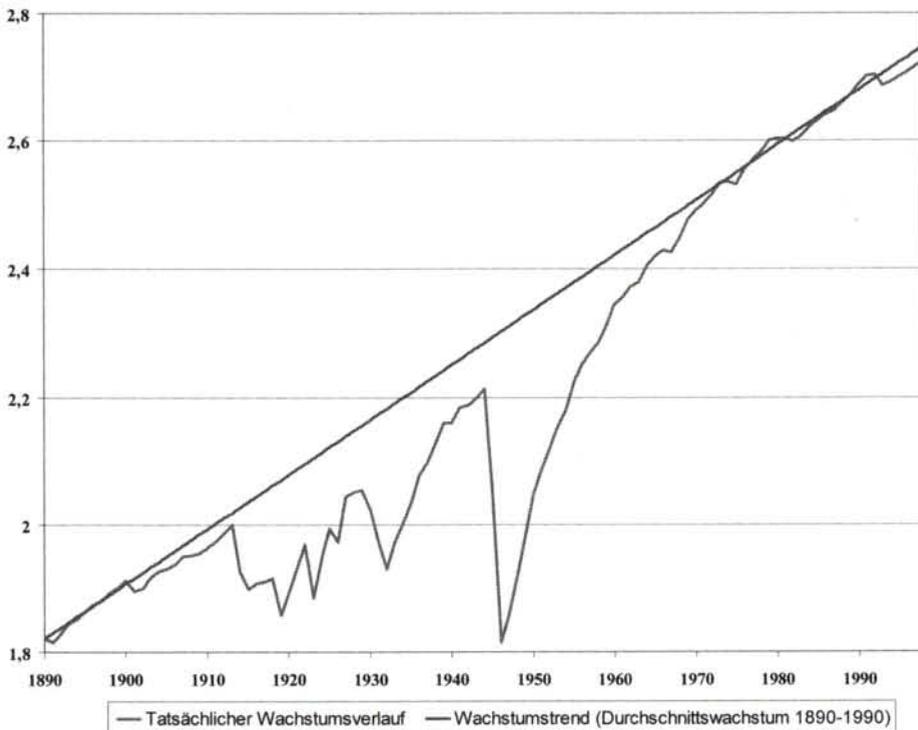
Volker Hentschel

1.2 Wirtschaft und Politik in der Weimarer Republik Ein Überblick

Einleitung

Die Republik von Weimar ist gescheitert, politisch und wirtschaftlich. Eins hing mit dem Anderen zu beiderseitigem Nachteil zusammen. Die Republik hätte ihre politischen Schwächen und Anfechtungen höchst wahrscheinlich verwunden und überstanden, wenn sie wirtschaftlich erfolgreich gewesen wäre. Die wirtschaftliche Erfolglosigkeit wurde aber ihrerseits von Belastungen ergänzt und zeitweise dramatisiert, die sich aus den politischen Schwächen und Anfechtungen der Republik ergaben. Die Wechselwirkungen verschärften die Probleme schließlich zum gemeinsamen Desaster.

Einen Index für das wirtschaftliche Versagen liefert die Entwicklung des Brutto-
sozialprodukts:



Säkulare Entwicklung des realen BIP pro Kopf (Gebiet der Bundesrepublik vor 1990). Quelle: Angus Maddison, Monitoring the World Economy 1820-1992, Paris 1995, SVR, Jahrgutachten 1998/1999

Sie ordnet das wirtschaftliche Wachstum in der Weimarer Republik in dessen säkularen Verlauf ein.¹ Die durchgezogene Linie zeichnet den tatsächlichen Verlauf des Bruttosozialprodukts je Einwohner in festen Preisen nach, die gestrichelte Gerade gibt einen Wachstumstrend wieder, dem die durchschnittliche Wachstumsrate von 1890 bis 1990 zu Grunde liegt. Wenn das Bruttosozialprodukt je Einwohner von 1890 bis 1990 jährlich um die gleiche Rate, nämlich um 2 Prozent pro Jahr gewachsen wäre, dann hätte sich die deutsche Wirtschaft entlang der Trendlinie entwickelt. Tatsächlich tat sie dies nur zeitweise. Im Vierteljahrhundert vor dem 1. Weltkrieg und im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts stimmten das tatsächliche und das langfristig durchschnittliche Wachstum annähernd miteinander überein. Zwischendurch aber gab es beträchtliche Abweichungen nach unten und nach oben. In der Weimarer Republik wich das mittelfristige Wachstum vom langfristig »normalen« Wachstum deutlich nach unten ab.

Die Republik trat in derlei Abweichung ein und perpetuierte sie. Im Ersten Weltkrieg war das reale Bruttosozialprodukt je Einwohner um ca. 20 Prozent geschrumpft. Während der Weimarer Republik schwankte es heftig, ohne dabei mehr als marginal zu wachsen und sich dadurch dem Trend wieder anzunähern. Deshalb war das reale Bruttosozialprodukt je Einwohner 1932 gut 40 Prozent kleiner als es hätte sein können, wenn es über 1913 hinaus im vorher üblichen Tempo weiter gewachsen wäre.

Der Wohlstandsverlust war enorm und dennoch nicht der bedeutsamste Ausdruck der wirtschaftlichen Fehlentwicklungen in der Weimarer Republik. Schlimmer, weil ökonomisch-sozial unmittelbarer spürbar und deshalb historisch-politisch wirkungsvoller, waren die große Inflation in der Anfangsphase und die dramatische Unterbeschäftigung in der Endphase der Republik. Die Inflation war wesentlich politisch begründet, das katastrophale Ausmaß der Arbeitslosigkeit wurde von politischen Einflüssen erheblich mitbestimmt. Beides wirkte auf die politische Konstitution der demokratischen Republik schwächend und am Ende letal zurück.

Der folgende Überblick geht den Ursachen, Wirkungen und Konsequenzen der großen Inflation, der außergewöhnlichen Wachstumsschwäche und der folgenschweren Beschäftigungskrise in der Weimarer Republik in deren wechselseitigen Beziehungen und in ihren Zusammenhängen mit der Politik weiter nach.

Unvollendete Revolution und unverträgliche Friedensbestimmungen

Die Weimarer Republik trat mit drei Geburtsfehlern ins Leben. Ein Geburtsfehler war die Revolution von 1918/19, der andere war der Friedensvertrag von Versailles, der dritte die Inflation. Alle drei waren Hinterlassenschaften des Kaiserreichs.

Ende Oktober 1918 weigerten sich die Matrosen der Kriegsmarine in der Nordsee, dem vom Reichskanzler nicht autorisierten Befehl zum Auslaufen gegen England noch einmal zu folgen. Es kam zur Meuterei und zur Verhaftung der Meuterer. Die Kieler Werft- und Hafenarbeiter solidarisierten sich mit den Meuterern und befreiten sie; ein Arbeiter- und Soldatenrat übernahm gewaltsam die Stadtverwaltung.

Der Vorgang wirkte beispielgebend. Es war, als hätte die im Krieg kumulierte Protestbereitschaft großer Teile der deutschen Bevölkerung auf die Zündfunken, die aus

1 Die zugrunde liegenden Daten beziehen sich im gesamten Zeitraum auf das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland von 1956 bis 1999.

Kiel herüberflogen, nur gewartet. Eine Stadt nach der anderen tat es Kiel gleich. Anfangs handelte es sich um Revolten aus Empörung, Hunger und Erschöpfung. In München gewann die Bewegung revolutionären Gehalt. Am 7. November 1918 proklamierte Kurt Eisner den »Republikanischen Freistaat Bayern«. Zwei Tage später erreichte die Revolution Berlin. Am frühen Nachmittag des 9. November rief der Vorsitzende der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion Philipp Scheidemann die Deutsche Republik aus. Er tat dies freilich weniger aus revolutionärem Antrieb als von der Furcht geleitet, dass der radikalere Karl Liebknecht ihm zuvorkäme und eine sozialistische Räte-Republik proklamierte. Denn die Sozialdemokraten waren damals nichts weniger als einig. Von der reformistischen SPD hatten sich im Krieg die Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) getrennt. Die Führer der beiden Parteien überbrückten mühevoll deren Gegensätze und bildeten gemeinsam einen Rat der Volksbeauftragten, der gemeinsam mit nachgeordneten bürgerlichen Fachministern die Geschäfte der Reichsregierung übernahm. Am linken Rand der USPD regte sich aber bereits eine Gruppe noch radikalerer, wahrhaft revolutionärer Sozialisten, die sich »Spartakus« nannte. Zu ihr gehörten Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg.

Die ideologischen und die politisch-taktischen Spannungen zwischen diesen Richtungen der Sozialdemokratie gaben den revolutionären und den staatsbildenden Vorgängen der nächsten Monate Farbe und Konturen. Es ging vor allem um zwei Fragen: Sollte die staatliche Neubildung möglichst bald einer frei gewählten verfassungsgebenden Versammlung anvertraut werden oder sollte der neue Staat gleichsam urwüchsig und allmählich aus der revolutionären Situation hervorgehen? Und sollten die alten Führungseliten – voran die hohen Beamten, die Generalität und das Unternehmertum – rasch und schonungslos beseitigt werden oder waren sie für den geordneten Übergang von der desolaten Kriegs- zur geordneten Friedensgesellschaft vorerst unerlässlich?

Die Mehrheit der Sozialdemokraten wollte den demokratischen Verfassungsstaat und glaubte, die Generäle für die Demobilisierung der Armee, die Fachbeamten für die Reorganisation des Staates und die Unternehmer für eine möglichst reibungsarme Umstellung der Kriegs- auf eine Friedenswirtschaft und für die Wiedereingliederung einiger Millionen demobilisierter Soldaten in den Produktionsprozess zu brauchen. Sie befürchtete, dass der Verzicht auf deren Kenntnisse und Fähigkeiten das ohnehin erschütterte Land der Anarchie und dem Elend preisgäbe. Das Beispiel Russlands unter der Herrschaft der Bolschewiki schreckte.

Es kann dahinstehen, ob der Glaube richtig und die Furcht berechtigt waren. Jedenfalls bestimmte beides die Entscheidung der Mehrheitssozialdemokraten gegen die Fortsetzung der Revolution und deren Ausweitung ins Wirtschaftlich-Soziale und damit für die Überlieferung macht- und wirkungsvoller Traditionsbestände in die Republik. Die Beamten blieben im Amt, die Offiziere behielten die Befehlsgewalt, die Wirtschaft blieb kapitalistisch.

In den letzten Dezembertagen lehnte der Erste Allgemeine Kongress der Arbeiter- und Soldatenräte unter dem Einfluss der Mehrheitssozialdemokraten den Antrag ab, das Räte-System zur Grundlage der künftigen Staatsverfassung zu machen, und sprach sich für die baldige Wahl einer verfassungsgebenden Versammlung aus. Die USPD verließ deswegen den Rat der Volksbeauftragten und die revolutionären Sozialisten schlossen sich zur Sozialistischen Partei zusammen und riefen zum Generalstreik und zum Sturz der Regierung auf. Demonstrationen gegen Regierungsmaßnahmen wuchsen sich weit-

gehend eigendynamisch zu einer Revolte gegen die staats- und die wirtschaftspolitischen Absichten der Mehrheitssozialdemokraten aus. Der Volksbeauftragte Noske schlug den sogenannten Spartakus-Aufstand mit Freiwilligenverbänden der alten Reichswehr unter Führung der alten Offiziere blutig nieder. Das haben die Kommunisten der SPD nie verziehen; die Sozialdemokraten blieben bis zum Ende der Republik ihr hauptsächlichster politischer Feind.

An der Wahl zur Verfassunggebenden Nationalversammlung vom 19. Januar 1919 nahmen die Kommunisten nicht teil. Die SPD und die USPD gewannen keine Mehrheit. Das entthronte die SPD des problematischen Unterfangens, mit der USPD über eine Regierungskoalition zu verhandeln. Sie schloss stattdessen ein Gründungsbündnis mit dem Zentrum und der Deutschen Demokratischen Partei, das sich auf ca. 75 Prozent der Wählerstimmen berufen konnte.

Ergebnisse der Reichstagswahlen 1919–1932 (in Prozent der abgegebenen Stimmen)

	19.01.1919	06.06.1920	04.05.1924	07.12.1924	20.05.1928	14.09.1930	31.07.1932	06.11.1932
Wahlbeteiligung	---	78,4%	76,3%	77,7%	74,6%	81,4%	83,4%	79,9%
SPD	37,9%	21,6%	20,5%	26,0%	29,8%	24,5%	21,6%	20,4%
Zentrum	19,7%	13,9%	13,4%	13,5%	12,1%	11,8%	12,4%	11,9%
BVP (mit Zentr.)		4,2%	3,2%	3,7%	3,1%	3,0%	3,2%	3,1%
DDP	18,5%	8,3%	5,7%	6,3%	4,8%	3,8%	1,0%	0,9%
demokrat. Potential	76,1%	48,0%	42,8%	49,5%	49,8%	43,1%	38,2%	36,3%
DVP	4,4%	13,9%	9,3%	10,1%	8,7%	4,5%	1,2%	1,9%
DNVP	10,3%	15,1%	19,5%	20,5%	14,2%	7,0%	5,9%	8,3%
NSDAP	---	---	6,6%	3,0%	2,6%	18,3%	37,3%	33,0%
autoritäres Potential	14,7%	29,0%	35,4%	33,6%	25,5%	29,8%	44,4%	43,2%
USP/KPD	7,6%	20,9%	13,4%	9,2%	10,6%	13,1%	14,3%	16,9%
Partikulare	1,6%	2,1%	8,4%	7,7%	14,1%	14,0%	3,1%	3,6%

Quelle: Alfred Milatz, Wähler und Wahlen in der Weimarer Republik, Bonn 1965

Die Weimarer Nationalversammlung hatte zwei hauptsächliche Aufgaben. Sie musste eine Verfassung für die demokratische Republik entwerfen und Frieden schließen. Sie tat beides im Rahmen des Möglichen. Was sie tat, verhalf der Republik zu Leben und beeinträchtigte zugleich deren Überlebensfähigkeit.

Ende Oktober 1918 hatte die Reichsregierung der dritten Aufforderung des amerikanischen Präsidenten Wilson zugestimmt, unter folgenden Voraussetzungen über einen Waffenstillstand zu verhandeln: Deutschland räumt alle besetzten Gebiete, beendet sofort den U-Boot-Krieg und tut nichts, was geeignet wäre, die augenblickliche militärische Überlegenheit der Alliierten zu verändern. Der Kaiser dankt ab.

Die Oberste Heeresleitung, die noch wenige Wochen zuvor auf Waffenstillstandsverhandlungen gedrängt hatte, wies die Zumutungen nun zurück. Deshalb übernahm erstmals in der Kriegsgeschichte kein General, sondern ein Politiker die Leitung einer Waffenstillstandsdelegation. Die militärische Führung drückte sich darum, offen die Konsequenzen aus ihrem Scheitern zu ziehen. Abseits der Öffentlichkeit erkannte sie die Notwendigkeit, auf die Waffenstillstandsbedingungen einzugehen, an. Am 11. November 1918 telegrafierte der Chef der Obersten Heeresleitung, Paul von Hindenburg, aus dem Hauptquartier im belgischen Spa an den Leiter der Waffenstillstandsdelegation in Compiègne, den Zentrumsabgeordneten Mathias Erzberger, dass er keine Wahl habe und akzeptieren müsse. Das war alsbald vergessen und das, was aus Notwendigkeit geschehen war, hing fortan den Gründern der Republik und der Republik selbst als Odium an.

Der Waffenstillstand galt 36 Tage. Es gelang Erzberger mit Mühe, ihn dreimal zu verlängern. Dabei musste er freilich Mal für Mal schwerer drückende Auflagen hinnehmen. Dann wurden in Versailles Friedensverhandlungen aufgenommen, die den Namen Verhandlungen eigentlich nicht verdienten. Am 7. Mai 1919 legt man der deutschen Delegation unter Außenminister Brockdorff-Rantzau die umfänglichen Friedensbedingungen mit dem Hinweis vor, dass es eigentlich nichts zu verhandeln, sondern nur etwas zu unterschreiben gebe. Die wichtigsten Bestimmungen sind bekannt: Ein Siebtel des Reichsgebiets mit erheblichen Getreideüberschüssen, einem Drittel der deutschen Kohleförderung, drei Viertel der Erzlager und 40 Prozent der Roheisen- und Stahlkapazitäten waren abzutreten. Das Rheinland sollte je nach Region fünf bis fünfzehn Jahre lang besetzt werden und danach dauernd entmilitarisiert bleiben. Deutschland durfte keine Kolonien mehr besitzen. Seine Heeresstärke sollte künftig hunderttausend Mann, die Stärke der Marine 15.000 Mann nicht mehr überschreiten. Die Wehrpflicht war abzuschaffen. Der von Österreich erwünschte Zusammenschluss mit Deutschland wurde ein für allemal untersagt. Deutschland musste die Alleinschuld am Krieg anerkennen und deshalb umfangreiche Entschädigungen bezahlen.

Die deutsche Öffentlichkeit reagierte mit einem Aufschrei der Empörung. Die Unternehmerverbände und die Gewerkschaften erklärten übereinstimmend, dass die Annahme der Bedingungen einem Todesurteil für die deutsche Wirtschaft gleichkomme.

Die Mehrheit in Regierung und Reichstag lehnte die Unterschrift spontan ab. Am 16. Juni 1919 forderten die Alliierten Deutschland ultimativ dazu auf, den Vertrag binnen einer Woche anzunehmen. Andernfalls gehe der Krieg weiter und Deutschland werde besetzt. Die Regierung Scheidemann trat zurück. Die DDP blieb ihrer Nachfolgerin fern. Die Entscheidung für Annahme oder Ablehnung des Friedensdiktats hing von der Haltung des Zentrums ab. Erneut trat Erzberger in den Vordergrund des Geschehens. Er wog den Ehrenstandpunkt und die nationale Integrität gegeneinander ab, fand, dass der Erhalt der Nation schwerer wog, und brachte in letzter Minute eine ausreichende Zahl von Zentrumsabgeordneten dazu, der bedingungslosen Unterschrift zuzustimmen. Außer ihnen stimmten alle Abgeordneten der SPD und der USPD sowie wenige

Abgeordnete der DDP zu. Vor der Abstimmung wurden die konservativen und die liberalen Gegner gefragt, ob sie die Regierung und mit ihr die Verantwortung für die Ablehnung übernehmen wollten. Das wollten sie nicht. Sie billigten der zustimmenden Mehrheit jedoch ausdrücklich patriotische Motive zu. Die Annahme des Versailler Vertrages ruhte mithin auf der Übereinstimmung aller politischen Richtungen – mit dem Unterschied freilich, dass die Sozialdemokraten, eine Mehrheit des Zentrums und eine Minderheit der DDP offen »ja« sagten, während die äußerste Linke, die Liberalen und die Konservativen nur unauffällig eingestanden, dass es keine Alternative gebe.

Wahrscheinlich hätte dieser Unterschied weniger große Bedeutung erlangt, wenn der Vertrag nicht so vieles in der Schwebe und als ständige Erinnerung virulent gelassen hätte. Insbesondere die Anerkennung der Kriegsschuld und die Aberkennung der politischen und militärischen Gleichberechtigung blieben als innenpolitischer Zündstoff gegen den Staat von Weimar und dessen Gründer unverbraucht.

Dazu kamen die Reparationen. Kein anderer Bestandteil des Versailler Vertrages hat aus politisch-psychologischen Gründen so viel ökonomischen Schaden mit schwerwiegenden politischen Konsequenzen gestiftet wie sie. Die Sieger waren sich in Versailles zwar darin einig, dass Deutschland Entschädigungen leisten sollte; über deren Höhe und Modalitäten gingen die Meinungen aber so weit und vorerst unversöhnlich auseinander, dass die Entscheidung darüber aufgeschoben wurde. Zunächst wurde Deutschland dazu verpflichtet, binnen Kurzem Vorleistungen im Wert von 20 Milliarden »Goldmark« zu erbringen. Über die Gesamthöhe und den zeitlichen Zahlungsrhythmus sollte eine internationale Reparationskommission ohne deutsche Beteiligung befinden. Die 20 Milliarden entsprachen einer knappen Hälfte der jährlichen Wirtschaftsleistung. Es ist ungeklärt, wie viel davon bis zur Verabschiedung des Plans der Reparationskommission im Mai 1921 tatsächlich geleistet wurde. Für ein wirtschaftlich erholungsbedürftiges Land, das an zerrütteten Staatsfinanzen und fortschreitender Geldentwertung laborierte, war es mit Sicherheit zu viel. Schlimmer noch war freilich die Art und Weise, wie der – materiell erträgliche – Vorschlag der Reparationskommission politisch umgesetzt wurde. Sie gab einem Inflationsprozess, der zur Ruhe gekommen zu sein schien, neue Impulse und eine Dynamik, die ihn unaufhaltsam werden ließ.

Der Inflation erster Teil: Kriegsfinanzierung und Kriegsfolgekosten

Die Inflation war ebenfalls eine Hinterlassenschaft des Kaiserreichs. Die Kriegführung beanspruchte rund die Hälfte aller Güter und Leistungen, die während des Krieges in Deutschland erzeugt wurden. Der Anspruch des Krieges war ein Anspruch des Staates an das Sozialprodukt. Um die Aneignung einer Hälfte des Sozialproduktes ordnungsgemäß zu finanzieren, hätte der Staat dessen Erzeugern etwa die Hälfte der Einkommen wegnehmen müssen, die sie mit der Herstellung des Sozialprodukts erwarben. Das erschien als unzumutbar und geschah nicht, ebenso wenig wie in einem anderen kriegführenden Land. Überall wurde nur ein kleiner Teil der Kriegskosten mit Steuern, der sehr viel größere Teil mit Krediten finanziert. In Deutschland war der Steueranteil extrem klein; er betrug nicht mehr als sechs Prozent. 94 Prozent der Kriegskosten wurden mit Hilfe öffentlicher Kredite bestritten. In der ersten Hälfte des Krieges gelang es dem Staat, die erforderlichen Mittel in vollem Umfang durch den Verkauf von »Kriegsanleihen« an Banken, Versicherungen, sonstige Unternehmen und private Haushalte aufzubringen. In

der zweiten Hälfte gelang ihm dies nicht mehr. Deshalb wurde nun ein zunehmender Teil der Kriegsausgaben durch den Verkauf von »Schatzwechsellern« an die Reichsbank finanziert. Am Ende des Krieges belief sich der Teil auf rund ein Drittel der gesamten Kriegskosten.

Die Kredite der Privaten und der Reichsbankkredit hatten manches miteinander gemein, anderes unterschied sie von einander. Gemeinsam war den Krediten, dass der Staat sie zu gegebener Zeit zurückzahlen und bis dahin verzinsen musste. Ein Unterschied war, dass die Reichsanleihen erst nach mehreren Jahren, die Schatzwechsel aber schon nach wenigen Monaten einzulösen waren. Der andere Unterschied war, dass der Kauf von Reichsanleihen mit Geld erfolgte, das bereits vorhanden war, wogegen die Reichsbank die Schatzwechsel mit Geld kaufte, das sie zum Zwecke des Kaufes zusätzlich schaffte. Geld, das eine Zentral- und Notenbank verlässt, ist immer zusätzliches Geld. Im einen Fall, beim Verkauf von Reichsanleihen, wurde mithin Unternehmen und Haushalten Kaufkraft entzogen und dem Staat übertragen. Im anderen Fall, beim Verkauf von Schatzwechsellern, wurde Kaufkraft neu geschaffen. Zugleich sank nun aber die Gütermenge, die zum Kaufe stand. Gegen Ende des Krieges gab es fast dreimal so viel Geld wie vor dem Krieg in Deutschland, wegen Mangels an Arbeitskraft und Rohstoffen wurden aber 20 Prozent weniger Güter erzeugt.

Unter solchen Umständen steigen in Marktwirtschaften die Preise, weil jeder versucht, mit dem reichlich vorhandenen Geld möglichst viele knappe Güter an sich zu bringen. Die Preise stiegen denn auch, sie stiegen aber weniger stark, als das zunehmende Missverhältnis zwischen Geldmenge und Sozialprodukt eigentlich erwarten ließ. Zu erwarten war ein Preisanstieg auf etwa das Vierfache, tatsächlich stiegen die Preise bis zum Kriegsende nur auf gut das Doppelte. Der Grund dafür war, dass die deutsche Wirtschaft im Laufe des Krieges den Charakter einer Marktwirtschaft weitgehend einbüßte. Die zunehmende Geldmenge war sehr ungleich verteilt und es schien nicht anzugehen, dass die Bessergestellten, die sich hohe und immer höhere Preise leisten konnten, einen übergroßen Teil des stark schrumpfenden Angebots an Gütern des zivilen Bedarfs an sich zogen und dass die Minderbemittelten deswegen um so mehr darben mussten. Um das zu verhindern, schrieben amtliche Stellen für mehr und mehr Güter des zivilen Gebrauchs Höchstpreise vor und bestimmten die Mengen, die jemand von derlei Gütern erwerben durfte. Die Wirksamkeit des Marktes wurde außer Kraft gesetzt. Geld nützte beim Kauf preisgebundener Güter nur noch in Verbindung mit Bezugsscheinen. Da die Bezugsscheine rationiert waren, wurde viel Geld nutzlos. Es lag brach. Die zunehmende Geldmenge lief erheblich langsamer in der Wirtschaft um als üblich. Dabei wartete die Umlaufgeschwindigkeit aber nur darauf, zum Üblichen zurückzukehren. Beides zusammen, die nutzlose Geldfülle und der unterdrückte Beschleunigungswille der Umlaufgeschwindigkeit, ergab ein inflatorisches Potential, das vom Kaiserreich an die Republik weitergereicht wurde.

In der Republik wurde das Potential wirksam. Noch vor dem halbrevolutionären Übergang vom Reich zur Republik hatten die Gewerkschaften und großindustrielle Unternehmer in ebenso denkwürdigem wie durchsetzungsfähigem Bunde miteinander die kaiserliche Regierung handstreichartig dazu veranlasst, die wirtschaftsordnungspolitischen Weichen in die Nachkriegszeit so zu stellen, dass sie zu einer kapitalistischen Marktwirtschaft zurückführten. Das Bündnis und sein Zweck überdauerten den Verfassungswandel und den Regierungswechsel. Am 15. November 1918 wurde es mit einem

formellen Abkommen unterlegt. Der Rat der Volksbeauftragten ließ das private »Stinnes-Legien-Abkommen« im *Reichsanzeiger* drucken und gab ihm dadurch den Charakter eines regierungsamtlichen Dokuments. Die sozialistische Regierung bekannte sich damit ebenso wie die kaiserliche Regierung zum Erhalt eines freien Unternehmertums und zur zügigen Wiederherstellung marktwirtschaftlicher Verfahren. Das schloss die Sozialisierung dieses oder jenes Industriezweigs nicht schlechthin aus, negierte aber Sozialismus und staatliche Wirtschaftslenkung als ökonomisch-soziale Gestaltungsprinzipien. Nach und nach wurden die meisten Bewirtschaftungsmaßnahmen eingestellt und die Preisbildung freigegeben. Geld verschaffte wieder unbehinderten Zugang zu Gütern. Der Nachholbedarf an Gütern war groß. Deshalb war auch die Bereitschaft der Besitzer nutzlosen Geldes groß, viel davon für knappe Güter herzugeben. Und knapp blieben die Güter. Sie wurden beim reibungsreichen Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft unter dem Einfluss anhaltend starker sozialer Unruhen sogar noch knapper. 1919 nahm das reale Bruttosozialprodukt um weitere 12 Prozent ab. Unter solchen Umständen schossen die nicht mehr gebundenen Preise in die Höhe. Der Preisanstieg passte das bemerkenswert verminderte Sozialprodukt und die stark vermehrte Geldmenge bei zunehmender Umlaufgeschwindigkeit des Geldes einander an. Die von der Preisbindung zurück gestaute Inflation wurde zur Anpassungs-inflation. Mehr noch: Der Drang nach entbehrten Gütern und zunehmendes Misstrauen in den Wert des Geldes näherte die Umlaufgeschwindigkeit nicht nur dem Gewohnten wieder an, beides trieb sie über das Gewohnte hinaus. Geld wechselte den Besitzer neuerdings schneller als üblich:

Triebkräfte und Verlauf der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg

Zeitpunkt	Schwebende Schuld Mrd. Mark	Umlaufgeschwin- digkeit 1914 = 100	Preisniveau 1914 = 1
November 1918	50	62	2,35
September 1919	80	100	5,00
März 1920	92	170	17,00
Mai 1921	180	90	13,00
Juni 1922	295	220	70,00
Januar 1923	2 Bio.	740	278,00
Oktober 1923	7 Trio.	?	700 Mrd.

Quelle: Carl Ludwig Holtfrerich: Die deutsche Inflation 1914–1932. Berlin 1980

Und auch damit noch nicht genug: Die Geldmenge nahm weiter zu, weil der neue Staat nicht anders als der alte einen großen Teil seiner Ausgaben mit Reichsbankkrediten bestritt. Die Kriegsausgaben waren nicht etwa ersatzlos entfallen. An ihre Stelle traten Kriegsfolgekosten. Der Staat musste die Kriegsversehrten und die Kriegshinterbliebenen versorgen, musste die demobilisierten Soldaten mit Geld versehen, solange sie erwerbslos waren, überdies seine Kriegsschulden bedienen und schließlich die Kriegsentschädigungen aufbringen. Das summierte sich zwar nicht zu dem außerordentlich hohen Anspruch an das Sozialprodukt, zu dem sich die Kriegsausgaben summiert hatten, aber doch zu einem Anspruch, der erheblich größer war als das Steueraufkommen. Auf den Kredit der Unternehmen und der Haushalte konnte die überstürzt geschaffene,

von rechts und links angefochtene Republik nicht rechnen. Andererseits konnte und wollte die weisungsgebundene Reichsbank sich den Kreditbegehren der republikanischen Regierung so wenig verweigern, wie sie sich den Kreditbegehren der kaiserlichen Regierung hatte verweigern können und wollen. Sie füllte die Finanzierungslücke durch den fortgesetzten Kauf von Schatzwechseln. Deshalb verdoppelten sich die »schwebenden« Schulden des Reiches und die Geldmenge in den ersten anderthalb Jahren nach dem Krieg. Wenn nun die Geldmenge *und* die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes zunehmen, wenn also mehr Geldeinheiten in den Umlauf gelangen und zugleich jede Geldeinheit häufiger als üblich zu Güterkäufen verwendet wird, dann steigen die Preise um so schneller. Im Frühjahr 1920 war das volkswirtschaftliche Preisniveau siebenmal höher, als es bei Kriegsende, und siebzehn Mal höher, als es vor dem Krieg gewesen war.

Dann schien der Preisauftrieb freilich zur Ruhe zu kommen. In den folgenden zwölf bis fünfzehn Monaten stiegen die Preise nicht nur nicht weiter, sie bewegten sich sogar spürbar nach unten. Dabei setzten die Kreditvergabe an die Reichsregierung und die Geldmengenvermehrung mitnichten aus. Die Regierung unternahm zwar im Herbst 1919 und im Frühjahr 1920 ernst gemeinte und höchst couragierte Anstrengungen, den Kreditbedarf mit Hilfe einer tiefgreifenden Finanzverfassungs- und Steuerreform zu vermindern. Der politische Kraftakt des Finanzministers Erzberger verschaffte dem Reich die bis dahin den Ländern belassene Finanzhoheit und erschloss ihm zugleich Steuerquellen, die zuvor den Ländern vorbehalten gewesen waren, namentlich die Einkommen der Haushalte und der Unternehmen. Er hob die Sätze der Einkommens- und der erst 1916 eingeführten und seitdem rudimentären Umsatzsteuer in Höhen, an die sich die kaiserliche Regierung im Krieg nicht herangetraut hatte. Er führte neue indirekte Steuern ein und erlegte den Eigentümern eine einmalige Vermögensabgabe beinahe konfiskatorischen Umfangs auf. Die Empörung des besitzenden Bürgertums und der politischen Rechten war groß und die Reform gewiss nicht dazu angetan, der Republik die benötigte Loyalität zu verschaffen. Dabei kam sie dem Ziel, den Reichshaushalt auf ordentliche Weise auszugleichen, kaum näher. Es erwies sich, dass die grundsätzlich richtige Reform zahlreiche praktische Defekte hatte, und dass es leichter war, sie vom Reichstag verabschieden zu lassen, als sie administrativ durchzusetzen. Deshalb blieb das Steueraufkommen trotz der Reform weit hinter dem Bedarf zurück und die Reichsregierung auf den Reichsbankkredit weiterhin dringend angewiesen.

Wenn der Preisverlauf trotz fortgesetzter Geldmengenvermehrung bei mäßigem Wachstum des Sozialprodukts² die Richtung wechselte, dann konnte der Grund dafür nur ein bemerkenswerter Rückgang der Umlaufgeschwindigkeit des Geldes sein. Tatsächlich normalisierte sich der Geldumlauf von Frühjahr 1920 an. Bis dahin hatte er sich so sehr beschleunigt, dass seine Rückkehr zum Normalen fast Halbierung bedeutete. Das neutralisierte die andauernde Wirkung der Geldmengenvermehrung auf die Preise und tat sogar noch etwas mehr als dies. Die Preise sanken ein wenig.

2 1920 nahm das reale Bruttosozialprodukt um knapp 10, 1921 um gut 10 Prozent zu, war aber immer noch ein Achtel geringer als im letzten Vorkriegsjahr.

Soziale Unrast, militärischer Putsch und politischer Wandel

Die Ursachen der Verlangsamung des Geldumlaufs lassen sich allenfalls nachempfinden, aber nicht zweifelsfrei feststellen. Es ist begründet anzunehmen, dass sie mit den Ursachen der vorhergehenden Beschleunigung zusammenhängen. Geld wird schnellstmöglich ausgegeben, in Sachwerte umgesetzt oder gegen fremde Währung getauscht, wenn das Vertrauen in seine Wertbeständigkeit erodiert. Jenes Vertrauen hat etwas mit politischer Stabilität, sozialem Frieden und wirtschaftlichen Erwartungen zu tun. Nichts davon gab 1919 und Anfang 1920 Anlass zu Vertrauen. Während im abgelegenen Weimar die Nationalversammlung über eine demokratische Verfassung für die Republik beriet, ohne sicher sein zu können, dass eine Mehrheit der Deutschen Demokratie und Republik wollte, ging eine breite Welle aggressiv geführter Streiks über das Land. Dabei handelte es sich selbstverständlich auch um eine Lohnbewegung, in seiner Radikalität aber vielerorts um mehr als das. Die Löhne waren während der Kriegszeit und im Zuge der Anpassungsinflation bemerkenswert hinter den Preisen zurückgeblieben. Die Arbeiter drängten, weniger von den traditionellen Gewerkschaften als von jungen, radikalen, hochgradig politisierten Aktivisten »wild« dazu getrieben, auf Ausgleich des Rückstandes und darüber hinaus auf einen höheren Anteil am Produktionsergebnis. Soweit es nur darum ging, gaben die Arbeitgeber alsbald nach und wälzten die Lohnerhöhungen in die Preise ab. Das fiel im Zeichen der Inflation nicht schwer, erwies den Lohnanstieg freilich schnell als scheinbar und begründete die nächste streikgestützte Lohnforderung. Die derart in Gang gebrachte und in Gang gehaltene Lohn-Preis-Spirale tat das ihre zur Beschleunigung des Geldumlaufs und der Inflation.

Vielerorts erschöpften sich die Zwecke der Streiks aber nicht in Lohnerhöhungen. In den Bergbau- und Industrierevieren an Rhein und Ruhr und in Mitteldeutschland erstreckten sie sich auf Sozialisierung und eine maßgebliche Teilhabe von Arbeiterräten an den Unternehmensleitungen und erweiterten sich zu Generalstreiks. In Berlin und Bayern traten die politischen vollends vor die wirtschaftlichen Motive und Zwecke. Einerseits wurden die von den Gewerkschaften und den Unternehmern vereinbarte und regierungsamtlich bestätigte Wirtschaftsordnung, andererseits die von der Regierungskoalition gewollte Staats- und Gesellschaftsverfassung gewaltsam in Frage gestellt. Die Regierung ging notgedrungen mit Mitteln und Kräften dagegen vor, die ihre Autorität zu behaupten vermochten, dabei aber ihre politisch-moralische Legitimation in schwere Mitleidenschaft zogen. Sie verhängte den Belagerungszustand, entsandte Truppen, ließ Städte besetzen. Bürgerkriegsähnliche Zustände entwickelten sich. Die Zahl der Toten ging in die Tausende.

Den räumlich gestreuten revolutionären Attacken, denen die unfertige wirtschaftliche und staatliche Ordnung im Jahr 1919 von links ausgesetzt war, folgte im Frühjahr 1920 der konzentrierte gegenrevolutionäre Angriff auf das demokratische Regime von rechts. Am 13. März marschierten illoyale Freiwilligenverbände in umstürzlerischer Absicht in Berlin ein. Die Regierung konnte davon nicht überrascht sein und war dennoch unvorbereitet. Sie vertraute nicht darauf, dass die Reichswehr ihren Befehl befolgte, den Putsch mit militärischen Mitteln niederzuschlagen, unterließ den Befehl deshalb und wich mehrheitlich zunächst nach Dresden, dann nach Stuttgart aus. Der ostpreußische Generallandschaftsdirektor Kapp erklärte sie für abgesetzt und rief sich zum Reichskanzler aus. Er waltete des okkupierten Amtes keine fünf Tage lang. Die gesellschaftliche

Tragkraft und der militärische Rückhalt des eiligen Putsches erwiesen sich schnell als schmal und schwach. Die ostelbischen Eliten unterstützten ihn, die west- und die mitteldeutschen Unternehmer lehnten ihn aus praktischen ökonomischen Gründen auch dann ab, wenn sie seine politischen Zwecke begrüßten. Beamte in den preußischen Ostprovinzen machten den Umsturz zu ihrer Sache, die Reichsbürokratie und die preußischen Landesbeamten blieben, wenn schon nicht mit dem Herzen, so doch mit dem Kopf loyal. Und die Reichswehr hätte sich womöglich geweigert, auf die anrückenden Freikorps zu schießen, lief aber nur zu einem sehr geringen Teil zu ihnen über. Die Putschisten entbehrten somit des Zuspruchs und der Mittel, die es ermöglicht hätten, mit dem Generalstreik fertig zu werden, den die Gewerkschaften umgehend ausriefen und dem die Arbeiter mit kampfbereiter Entschiedenheit folgten. Am 17. März war nicht mehr daran zu zweifeln, dass der Putsch opferreich gescheitert war. Kapp und die militärischen Rädelsführer flohen. Die Regierung kehrte nach Berlin zurück, blieb unter dem drängenden Einfluss der vom Erfolg des Generalstreiks in ihrem Selbstbewusstsein gestärkten Gewerkschaften aber nicht die, die sie vor der Flucht gewesen war. Dem weitreichenden Anspruch der Gewerkschaften auf wirksame politische Mitsprache widersetzte die ungebildete und dabei personell aufgerüstete Regierung sich freilich und tat dies mit Erfolg.

Unterdessen hatte der Generalstreik im Ruhrgebiet seine eigene, über das Ende des Kapp-Putsches hinausragende Dynamik gewonnen. Radikale Vollzugsräte und Arbeiterwehren waren dort entstanden, die sich mit einrückenden Freikorps heftig und siegreich geschlagen und das Industriegebiet binnen kurzem ihrer Kontrolle unterworfen hatten. Für die »Rote Ruhrarmee« war die Etablierung einer legitimen Regierung in Berlin kein hinreichender Grund, das Revier zu räumen und sich aufzulösen. Die Regierung versuchte es mit Verhandlungen. Abkommen wurden geschlossen, aber nicht eingehalten. Die rote Herrschaft im Ruhrgebiet ging in Anarchie und Terror über. Schließlich ließ die Reichsregierung das Ruhrgebiet von Militärverbänden, vornehmlich von Freikorps, besetzen. Sie rief um der nötigen Demonstration ihrer Autorität willen Kräfte zur Hilfe, deren sich die Putschisten zum Sturz ihrer Vorgängerin bedient hatten, und sie rief sie gegen die Auswüchse einer Maßnahme zur Hilfe, die den Erfolg des Putsches vereitelt hatte.

Im Zeichen des andauernden sozialen Unfriedens und der politischen Anfechtungen, die sich durchs Jahr 1919 hinzogen und ins Jahr 1920 hineinreichten, sowie unter dem Eindruck des Inhalts und der Umstände eines Friedensvertrages, der Deutschland auf politische Zweitrangigkeit verwies und seiner Wirtschaft schwere Belastungen auferlegte, schien es um so geratener zu sein, wertflüchtiges Geld deutscher Währung nicht lange zu halten, sondern schnellstens in wertbeständige Güter oder in Devisen umzusetzen. Eins erhöhte die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes, das andere senkte den Wechselkurs der Mark und verteuerte dadurch die Importe und die Reparationen. Beides trieb die Inflation voran.

Nachdem die demokratische Republik sich gegen die Putschisten behauptet hatte und die Ordnung im Ruhrgebiet gewaltsam und opferreich wiederhergestellt worden war, kehrte eine relative Ruhe ein. Das revolutionäre Potential hatte sich erschöpft, die führenden Revolutionäre waren ermordet worden oder geflohen, die Streikbewegung ging in eine Lohnbewegung über. Im Sommer 1920 wurden ohne bemerkenswerte Widerstände die Freikorps aufgelöst. Am 6. Juni fanden die ersten Reichstagswahlen statt.

Die Regierungskoalition verlor ihre stattliche Mehrheit. Viele, die bei den Wahlen zur Nationalversammlung für sie gestimmt hatten, wendeten sich – enttäuscht von zu wenig oder aufgebracht von zu viel »Revolution« – entweder nach links zu den Unabhängigen Sozialdemokraten oder nach rechts zur wirtschaftsbürgerlichen Deutschen Volkspartei und zur hochkonservativen Deutschnationalen Volkspartei. Die Bildung einer Mehrheitsregierung bedingte die Erweiterung der »Gründungskalition« nach links oder nach rechts. Die USPD hätte freilich mit einem Beitritt zur Koalition die Wählerbewegung desavouiert, die ihr zugute gekommen war. Und für die SPD kam eine formelle Koalition mit der DVP nicht in Frage. Die prekäre Konsequenz der Unvereinbarkeiten war ein Minderheitskabinett aus Angehörigen des Zentrums, der DDP und der DVP, das mit der parlamentarischen Unterstützung der SPD rechnen konnte. Der Vorgang war doppeldeutig: Einerseits trat eine Partei in die Regierung ein, die wichtige historisch-politische Voraussetzungen und Wesensmerkmale der Republik nicht anerkannte, andererseits machte ihre Regierungsbeteiligung es wirtschafts- und bildungsbürgerlichen Kreisen leichter, sich mit jenen Wesensmerkmalen widerwillig – und jederzeit widerruflich – abzufinden.

Die soziale Befriedung und die vorbehaltliche Konsolidierung der Republik wirkten geld- und währungswirtschaftlich beruhigend. Es schien nicht mehr so dringend wie vormals geboten zu sein, Geld in Sachwerte umzusetzen oder in Devisen zu flüchten. Ausländische Anleger vermuteten, dass die deutsche Wirtschaft unter solchen Umständen über kurzem zu alter Stärke zurückfände, dass die über Gebühr herabgedrückte deutsche Währung wieder aufwertete und dass es deshalb lohnte, sich zu niedrigen Wechselkursen in Mark zu engagieren. Die unmittelbaren praktischen Konsequenzen, die aus der zukunftsgerichteten Deutung der Umstände gezogen wurden, bestätigten jene Deutung. Die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes nahm bemerkenswert ab, der Wechselkurs der Mark stieg bemerkenswert an. Importe wurden wesentlich billiger. Die Inflation verflachte zunächst und schließlich verkehrte sich die Entwicklung des Geldwertes sogar.

Es bleibt fraglich, ob die derart bewirkte Deflation den Kreditbedarf des Reiches auf mittlere Sicht so sehr hätte reduzieren können, dass dessen Deckung die Geldmenge nicht weiterhin übermäßig aufblähte. Die *dauerhafte* Stabilisierung der Mark konnte selbstverständlich nur gelingen, wenn *beide* Triebkräfte der Inflation unwirksam wurden. Die internationale Politik ließ freilich keine Zeit, um die Probe aufs Exempel zu machen. Die dramatische Zuspitzung des Reparationsproblems kam dem zuvor.

Der Inflation zweiter Teil: Einfluss der Reparationen

Das Problem wurde nach dem Ende der Friedensvertragsverhandlungen auf zweierlei Ebenen traktiert. In der internationalen Reparationskommission arbeiteten die Fachleute im Stillen an einer abschließenden Regelung, während die Politiker anlässlich internationaler Konferenzen und in deren Folge laut und konfliktorisch damit umgingen. Im Juli 1920 wurde in Spa die Verteilung der ihrem Umfang nach noch zu bestimmenden Entschädigungsleistungen festgelegt. Mehr als die Hälfte davon erhielt Frankreich zugesprochen. Außerdem wurde Deutschland dazu bestimmt, monatlich zwei Millionen Tonnen Kohle an die Alliierten zu liefern und im Falle unzureichender Lieferung die Besetzung des Ruhrgebiets zu dulden. Die Reichsregierung akzeptierte die Lieferpflicht, nicht das alliierte Sanktionsrecht. Im Januar 1921 verständigten die Reparationsgläubiger sich

ohne Rücksicht auf die Tätigkeit der Reparationskommission in Paris darauf, Deutschland ein Fixum in Höhe von 226 Milliarden »Goldmark«³, das in 42 Jahresraten abzutragen wäre, und dazu jährlich variable Beträge in Höhe von 12 Prozent des Ausfuhrwerts abzuverlangen.

Die Reichsregierung wurde dazu aufgefordert, dem Verlangen auf einer Konferenz, die im März in London stattfand, zuzustimmen. Die Reichsregierung war davon weit entfernt und machte statt dessen einen Gegenvorschlag. Sie diskontierte die Summe der Jahresraten des Festbetrages mit 8 Prozent zu einem Gegenwartswert von gut 50 Milliarden Goldmark,⁴ ließ die Exportabgabe unbeachtet, subtrahierte von den 50 Milliarden Goldmark 20 Milliarden für ihres Erachtens erbrachte Vorleistungen und bot an, die verbleibenden 30 Milliarden in wenigen Jahren zu tilgen. Das Geld dafür sollte durch Anleihen im Ausland aufgebracht werden.

Die Gläubiger empfanden das Angebot als Verhöhnung ihrer Forderungen und drohten damit, Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort zu besetzen, die Zolleinnahmen im ganzen besetzten Rheinland zu beschlagnahmen und deutsche Exporterlöse einzubehalten, falls Deutschland die Pariser Beschlüsse nicht akzeptierte. Die Reichsregierung blieb bei ihrer Weigerung und die Besetzung fand statt.

Wenig später legte die dazu berufene Reparationskommission ihren Plan vor. Die politisch-atmosphärischen Voraussetzungen waren seiner Aufnahme in Deutschland und der diplomatischen Behandlung mit den Alliierten nicht eben günstig. Dabei war der Vorschlag zwar bedenklich, aber nicht unbedacht. Und die wirtschaftlichen Konsequenzen seiner Annahme waren selbstverständlich belastend, aber mitnichten erdrückend. Er forderte Deutschland Leistungen mit einem Gegenwartswert von 132 Milliarden Goldmark ab. Davon sollten allerdings nur 50 Milliarden ab sofort verzinst und getilgt, die Zinsen und die Tilgungsraten der restlichen 82 Milliarden aber erst dann fällig werden, wenn sie mit Exportüberschüssen finanziert werden könnten. Die Aussicht darauf war so unsicher und reichte in ihrer Unsicherheit überdies in eine so ferne Zukunft, dass man sich um die 82 Milliarden bei gelassener Betrachtung eigentlich nicht zu kümmern brauchte. Die Verzinsung und Tilgung der »akuten« 50 Milliarden

- 3 Die sogenannte »Goldmark« war keine Währungseinheit, sondern eine Rechengröße, deren Anwendung das Inflationsrisiko ausschloss. Eine Goldmark war 0,358 g Feingold wert. Das entsprach dem von 1876 bis 1914 unveränderten Goldwert der »Papiermark« in der Vorkriegszeit. Der Goldwert der Papiermark nahm im Maß der Inflation ab. Gold wurde um etwa ebenso viel teurer wie Güter. Eine Goldmark entsprach deshalb immer soviel Papiermark, wie nötig waren, um 0,358 g Gold zu kaufen. Nachdem der Dollar 1921 zu seinem festen Vorkriegs-Goldwert zurückgekehrt war, entsprach die Goldmark angesichts eines Vorkriegs-Dollarkurses von 4,20 Mark zugleich so viel Papiermark, wie nötig waren, um 0,283 Dollar zu kaufen.
- 4 Mit »Gegenwartswert« ist folgendes gemeint: Geld, das man heute besitzt, ist nützlicher als Geld, das man in einem Jahr bekommt. Man kann es zum Beispiel anlegen und erhält für die Anlage Zinsen. Unter Voraussetzung eines Zinses von 8 Prozent wären mithin 100 Mark, über die man heute verfügte, ebenso viel wert, wie 108 Mark, die man übers Jahr bekäme. Hundert Mark sind der Gegenwartswert des Betrages, der in einem Jahr zu erwarten ist. Es ist unschwer einzusehen, dass der Gegenwartswert zukünftiger Zahlungen oder Zahlungseingänge um so niedriger ist, je höher der Zins ist und je später die Zahlungstermine liegen. Wegen der langen Laufzeit der Reparationen und des von Deutschland willkürlich hoch angesetzten Zinssatzes betrug der – fiktive – Gegenwartswert der von den Alliierten verlangten Reparationen weniger als ein Viertel ihrer summierten Jahresraten.

Mark belief sich auf jährlich ca. drei Milliarden Goldmark. Das entsprach etwa sechs Prozent des Bruttosozialprodukts und war schmerzhaft, aber nicht unerträglich.

Reichsregierungen der Weimarer Republik

Amtszeit	Kanzler		Koalition
13. 02. 1919 – 21. 06. 1919	Scheidemann	(SPD)	SPD, DDP, Zentrum
21. 06. 1919 – 27. 03. 1920	Bauer	(SPD)	SPD, DDP, Zentrum
27. 03. 1920 – 21. 06. 1920	Müller I	(SPD)	SPD, DDP, Zentrum
21. 06. 1920 – 10. 05. 1921	Fehrenbach	(Zentrum)	Zentrum, DDP, DVP
10. 05. 1921 – 26. 10. 1921	Wirth I	(Zentrum)	Zentrum, SPD, DDP
26. 10. 1921 – 22. 11. 1922	Wirth II	(Zentrum)	Zentrum, SPD, DDP
22. 11. 1922 – 13. 08. 1923	Cuno	(parteilos)	Zentrum, DDP, DVP
13. 08. 1923 – 06. 10. 1923	Stresemann I	(DVP)	DVP, Zentrum, SPD, DDP
06. 10. 1923 – 30. 11. 1923	Stresemann II	(DVP)	DVP, Zentrum, SPD, DDP
30. 11. 1923 – 03. 06. 1924	Marx I	(Zentrum)	Zentrum, DDP, DVP
03. 06. 1924 – 15. 01. 1925	Marx II	(Zentrum)	Zentrum, DDP, DVP
15. 01. 1925 – 20. 01. 1926	Luther I	(parteilos)	Zentrum, DDP, DVP, DNVP
20. 01. 1926 – 17. 05. 1926	Luther II	(parteilos)	Zentrum, DDP, DVP
17. 05. 1926 – 29. 01. 1927	Marx III	(Zentrum)	Zentrum, DDP, DVP
29. 01. 1927 – 26. 06. 1928	Marx IV	(Zentrum)	Zentrum, DVP, DNVP
26. 06. 1928 – 30. 03. 1930	Müller II	(SPD)	SPD, DDP, Zentrum, DVP
30. 03. 1930 – 07. 10. 1931	Brüning I	(Zentrum)	Präsidialkabinett
07. 10. 1931 – 31. 05. 1932	Brüning II	(Zentrum)	Präsidialkabinett
31. 05. 1932 – 01. 12. 1932	von Papen	(Zentrum)	Präsidialkabinett
01. 12. 1932 – 29. 03. 1933	von Schleicher	(parteilos)	Präsidialkabinett

Die Stimmungslage schloss derlei Gelassenheit des Urteils und mit ihr die erwünschte Behutsamkeit bei der diplomatischen Behandlung des Plans freilich aus. Die Reparationsgläubiger machten sich den Vorschlag zu eigen, Deutschland wies ihn aufgeregt zurück. Die Alliierten bestanden darauf, die Reichsregierung scheute die Verantwortung und trat zurück. Tags darauf forderten die Alliierten das regierungslose Deutschland ultimativ dazu auf, den Vorschlag innerhalb von sechs Tagen anzunehmen. Bei fortdauernder Weigerung werde auch das Ruhrgebiet besetzt. Unter dem Eindruck dieser Drohung entschloss die SPD sich dazu, die offene Mitverantwortung für die Annahme des Plans zu übernehmen und trat anstelle der DVP wieder in die Regierung ein. Mit den Stimmen

der gemäßigten Rest-USPD⁵ kam in letzter Minute eine Reichstagsmehrheit für die Annahme der widrigen Regelung zustande.

Die Entscheidung war aus politischen und aus wirtschaftlichen Gründen nötig, weil andernfalls das schwerindustrielle Kerngebiet, das große Teile der deutschen Wirtschaft buchstäblich mit Energie versah, mit unabsehbaren Folgen unter fremde Herrschaft geraten wäre. Ihre Zwanghaftigkeit war aber zugleich politisch und wirtschaftlich desaströs. Sie brachte die »staatstragenden« Parteien, deren »Erfüllungspolitiker« und mit ihnen den Staat, den sie trugen, in weiteren Misskredit und sie brachten verflüchtigte Gefühle der Unsicherheit und des Ausgeliefertseins zurück. Beides zusammen machte der geld- und währungswirtschaftlichen Beruhigung ein Ende. Die Flucht in Sachwerte und Devisen setzte wieder ein, der Geldumlauf beschleunigte und die Entwicklung des Geldwerts verkehrte sich wieder. Von nun an trieben die Vermehrung der Geldmenge infolge fortgesetzter Verschuldung des Reiches bei der Reichsbank und die Beschleunigung des Geldumlaufs einander und gemeinsam die Inflation zweieinhalb Jahre lang mit zunehmender Geschwindigkeit voran. Die Beschleunigung des Geldumlaufs zog Preissteigerungen nach sich. Die Preissteigerungen mehrten den Kreditbedarf der Regierung. Die Deckung des Bedarfs dehnte die Geldmenge aus. Die Ausdehnung der Geldmenge schaffte Preiserhöhungsspielräume, die umgehend genutzt wurden. Der Verfall des Geldwerts nährte das Misstrauen in die Währung und ließ es geraten erscheinen, Geld noch schneller in Güter umzusetzen als zuvor. Die weitere Beschleunigung des Geldumlaufs zog weitere Preissteigerungen nach sich und so fort.

Bis Ende des Jahres 1921 verdoppelten sich die Preise, in der ersten Hälfte des Jahres 1922 verdoppelten sie sich abermals. Dann ging die galoppierende Inflation in Hyperinflation über. Im nächsten halben Jahr stiegen die Großhandelspreise um ihr Zwanzigfaches. Die Gründe für den Übergang sind schwer erfindlich. Im Juni 1922 wurde Außenminister Walther Rathenau ermordet, gleichsam die personifizierte Quintessenz all dessen, was den Feinden der Republik widerwärtig war: Jude, Demokrat und »Erfüllungspolitiker«. Im Monat darauf lehnten die Reparationsgläubiger die Bitte ab, Deutschland einen Teil der 1922 fälligen Reparationen zu erlassen – es sei denn, die Regierung liefere ihnen »produktive Pfänder« aus, an denen sie sich im Falle zukünftiger Zahlungsrückstände schadlos halten könnten. Das lehnte die Reichsregierung ab.

Womöglich trugen die politische Destabilisierung, die sich im Mord an Rathenau äußerte, und die erneute Dramatisierung des Reparationskonflikts zur Dynamisierung des Inflationsprozesses bei. Im Wesentlichen lag jene Dynamisierung aber wohl in der Natur des Prozesses. Eine weitere politische Dramatisierung des Reparationsproblems änderte dann freilich die Qualität des Prozesses. Im Januar 1923 rückten französische und belgische Soldaten ins Ruhrgebiet ein. Den Anlass zum Einmarsch gab, dass Deutschland anerkanntermaßen mit seinen Kohlelieferungen im Rückstand war. Der Grund war etwas anderes. Frankreich registrierte mit Sorge eine britische Neigung, Deutschland von dessen Reparationspflichten nach und nach freizusprechen. Eben hatte die englische Regierung, vermutlich im Einvernehmen mit der amerikanischen, auf einer Konferenz der Alliierten vorgeschlagen, die »latente« Schuld von 82 Milliarden Goldmark kurzweg zu streichen und die »aktuelle« Schuld nur mit 5 Prozent pro Jahr

5 Ein größerer Teil der USPD hatte sich im Dezember 1920 der KPD angeschlossen. Der kleinere Teil blieb bis September 1922 unabhängig und trat dann der SPD bei.

verzinsen, aber nicht in Jahresraten tilgen zu lassen. Damit nicht genug, sollten – einem deutschen Vorschlag folgend – die Zinsen auch noch vier Jahre lang aus- und weitere vier Jahre lang herabgesetzt werden. Die Schuldsomme wäre nach 30 Jahren in einem Betrag zu zahlen. Frankreich glaubte daran noch weniger als an die Wiederaufnahme der Zinszahlungen in vier Jahren und wollte mit dem Einmarsch ins Ruhrgebiet und dessen formeller Begründung vor aller Welt und namentlich vor den angelsächsischen Siegermächten demonstrieren, dass es an der ungeschmälerten Erfüllung seiner *Gegenwartsansprüche* an Deutschland nicht rütteln ließe.

Für die wirtschaftlichen und finanziellen Wirkungen des Einmarsches waren dessen Gründe natürlich gleichgültig. Das Ruhrvolk leistete den Besatzern passiven Widerstand, die Besatzer legten im Gegenzug Zechen, Hütten und Stahlwerke still. Kohle- und sonstige Grundstofflieferungen von der Ruhr in andere Industriegebiete blieben aus, die deutsche Industriegüterproduktion schrumpfte drastisch und die Zahl der Arbeitslosen schwoll ebenso drastisch an. Der Inflation trat eine veritable Wirtschaftskrise zur Seite. Zugleich geriet sie in ihr definitives Stadium. Die Löhne der Beschäftigten stillgelegter Betriebe wurden aus öffentlichen Mitteln weiter bezahlt. Die schwebende Schuld des Reiches und die Geldmenge vermehrten sich schneller denn je, damit erweiterten sich die Preiserhöhungsspielräume. Wer Geld erhielt, gab es umgehend aus – zumindest versuchte er dies. Immer öfter misslang der Versuch, Geld wurde im Zeichen seines rasenden Wertverfalls für Güter nicht mehr immer angenommen. Die Mark verlor ihre Eigenschaft, allgemein akzeptiertes Zahlungsmittel zu sein. Die deutsche Wirtschaft nahm Züge einer Naturaltauschwirtschaft an. Dergleichen verträgt eine moderne, hoch komplexe Wirtschaft nicht lange. Schon vor dem Sommer 1923 war eine Währungsreform auf mittlere Sicht unvermeidbar geworden, seitdem wurde jeder Aufschub der Reform mit fortschreitender wirtschaftlicher Lähmung bezahlt.

Die Wirkungen der Inflation

Bis zu diesem Punkt waren die wirtschaftlichen und die sozialen Wirkungen der Nachkriegsinflation mehrdeutig gewesen. Der Vorgang hatte all die abträglichen Folgen gezeigt, die Inflationen gemeinhin zugeschrieben werden; wegen der besonderen historischen Umstände hatte er aber auch vorteilhafte Konsequenzen gehabt. Zunächst einmal ging es nach dem Krieg ja nicht darum, den Ursachen und Anfängen von Inflation zu wehren. Es ging vielmehr darum, die Triebkräfte einer in raschem Gang befindlichen Inflation zu bannen. In England und in Amerika, wo die Kriegsführung ähnlich finanziert worden war wie in Deutschland und wo die Finanzierung ähnlich inflationäre Preissteigerungen bewirkt hatte, geschah dies kurz nach Kriegsende. Es geschah – notwendigerweise, wenn es erfolgreich sein sollte – schockhaft durch die starke Verminderung der öffentlichen Ausgaben, durch kräftige Steuererhöhungen und mittels strikt restriktiver Geldpolitiken der Zentralbanken. Der schockhafte Entzug von Geld und Nachfrage rief hier wie dort Stabilisierungskrisen hervor. Die Produktion brach ein und die Zahl der Arbeitslosen stieg auf mehrere Millionen an. Deutschland vermied derlei »gewaltsame« Stabilisierung, ersparte seiner Wirtschaft den Schock und umging die Krise. Nachdem der Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft mühsam bewältigt worden war, machte die deutsche Wirtschaft, wenn schon auf geschwächten Grundlagen und mit unzureichenden Mitteln, so doch vorerst ohne weitere Unterbrechung den

kriegsbedingten Produktionsrückgang allmählich wieder gut. Die demobilisierten Soldaten wurden zügig resorbiert, alsbald herrschte Vollbeschäftigung – Vollbeschäftigung bei niedriger Arbeitsproduktivität allerdings.

Überdies begünstigte die Inflation die Exporte. Der Preis der Mark in fremder Währung ging alles in allem schneller zurück, als die deutschen Güterpreise im Verhältnis zu den Güterpreisen der internationalen Konkurrenten stiegen. Deshalb wurden deutsche Güter für Ausländer in deren eigener Währung nicht etwa teurer, sondern billiger. Das sollte Ausländer dazu ermuntern haben, mehr in Deutschland zu kaufen als bei Preis- und Wechselkursstabilität.

Trotz solcher Ermunterung wies Deutschlands Leistungsbilanz infolge des umfangreichen Bedarfs an Rohstoff- und Nahrungsmittelimporten ein beträchtliches Defizit aus. Dazu kamen Wellen von Kapitalflucht aus Deutschland. Das Defizit und die Kapitalflucht waren möglich, weil Ausländer bis tief ins Jahr 1922 hinein deutschen Unternehmen Kredit gewährten und weil ausländische Anleger ebenso lange dazu bereit und sogar daran interessiert waren, Mark mit eigener Währung zu kaufen und in spekulativer Absicht als Guthaben zu halten. Die Absicht entsprang der Erwartung, dass Deutschland schließlich den Willen und die Kraft zu nachhaltiger Stabilisierung aufbrächte, dass der Wechselkurs der Mark ansteige und dass der Wiederverkauf billig erworbener Mark stattliche Gewinne abwürfe. Solche Überlegungen bewegten auch ausländische Kreditgeber dazu, mit den deutschen Schuldnern zu vereinbaren, dass die Kredite zum Nennwert in Mark zurückzuzahlen wären. Die Erwartungen erwiesen sich als verfehlt. Unter dem Einfluss der Hyperinflation und der dramatischen Beschleunigung des Wechselkursverfalls verflüchtigte sich der Fremdwährungswert der Außenschulden von Deutschen zu beinahe nichts. Die Schulden wurden weit unter Wert getilgt und die in Mark denominierten Kredite sowie die Markkäufe von Ausländern verwandelten sich im Nachhinein in unbeabsichtigte Geschenke an Deutschland. Deren Wert ist schwer zu beziffern, aber mit 5 Prozent des deutschen Sozialprodukts der vier ersten Nachkriegsjahre eher unter- als überschätzt. Das war eine ansehnliche inflationsbedingte Wiederaufbauhilfe des Auslands für Deutschland.

Selbstverständlich gingen nicht nur die Schulden von Deutschen bei Ausländern, sondern auch die Schulden des Reiches bei Deutschen in der Hyperinflation unter. Die Schulden des Reiches waren im Grunde Schulden der Steuerzahler. Denen wurden nun deren weitere Verzinsung und Tilgung erspart. Die Kehrseite dieses Vorteils war freilich, dass auch die Ansprüche der Gläubiger untergingen. Bei einer aufs Quantitative beschränkten Betrachtung höbe das einander auf. Wenn man aber bedenkt, dass die Gläubiger großenteils Institutionen – Banken, Versicherungen und sonstige Unternehmen – waren, die der Verlust weniger schwer traf, als die Masse der Bevölkerung an einer vermehrten Steuerlast zu tragen gehabt hätte, dann überwiegt der Vorteil.

Die Summe der Vorteile ist nun aber mit den unbezweifelbaren Schäden zu verrechnen, die die Inflation anrichtete. Die Inflation brachte den Wirtschaftsprozess aus dem Gleichgewicht. Es kam zu wirtschaftlich störenden und sozial bedenklichen Verwerfungen zwischen den Preisen für unterschiedliche Kategorien von Gütern und Leistungen. Der Prozess wurde unberechenbar und rationales ökonomisches Verhalten deshalb bis zur Unmöglichkeit erschwert. Die Unsicherheiten hielten von Investitionen ab, obwohl Kredit für Investitionszwecke unschwer zu haben war und mit entwertetem Geld noch leichter zurückgezahlt werden konnte. Fehlkalkulationen und Fehlverhalten

führten zu Verlusten und Zusammenbrüchen. Der wirtschaftliche Wiederaufbau wurde von alledem behindert und gehemmt. Die Preise und die Löhne trieben einander in die Höhe. Mal ums Mal und insgesamt blieben die Löhne dabei jedoch deutlich hinter den Preisen zurück. Die Lohnabhängigen erlitten beträchtliche Realeinkommens- und Wohlstandsverluste. Schlimmer noch als die – verhandelbaren – Geldeinkommen litten natürlich die Geldvermögen unter der Inflation. Die Geldeinkommen wurden dem Preisniveau angepasst, wenn auch ungleich und in vielen Fällen unzureichend. Die Geldvermögen – Bargeld, Bankguthaben, Wertpapiere – blieben nominal unverändert und büßten im Zuge der Inflation ihre Kaufkraft ein. Davon waren nicht nur die Wohlhabenden, sondern Massen mittlerer und kleiner Existenzen betroffen, die geglaubt hatten, mit Ersparnissen für Krisenfälle vorgesorgt und insbesondere ein auskömmliches Dasein im Alter gesichert zu haben, und sich in ihrem Glauben enttäuscht fanden. Andererseits wurden die Schuldner infolge der Inflation ihrer Verpflichtungen ledig. Die Wirkungen der Inflation rührten jenseits des Materiellen auch an Moral und Gerechtigkeit. Schließlich überschatteten sie die ökonomisch-politische Zukunft. Die Inflationserfahrungen untergruben das ohnehin fragile Vertrauen in Wirtschaft und Staat, schwächten die Sparneigung und riefen eine lange nachwirkende, schnell aktualisierte Inflationspsychose in Deutschland hervor.

Alles in allem fielen die schädlichen Wirkungen der Inflation schwerer ins Gewicht als die nützlichen. Deshalb wäre es von Vorteil gewesen, den Inflationsprozess bald nach Kriegsende zu unterbinden. Er war unter den damaligen Umständen aber nicht zu unterbinden. Dazu hätte es – eingedenk des Scheiterns der Steuerreform als Mittel der Stabilisierung – einer nachdrücklich-nachhaltigen Verminderung der Reichsausgaben *und* einer frühzeitigen politischen und sozialen Befriedung bedurft. Zu ersterem fehlte der Reichsregierung die Legitimation und die Kraft, letzteres hatte sie nicht in der Hand, und beides schloss einander aus. Die Regierung konnte sich der Kriegsopferversorgung und dem Schuldendienst nur auf Kosten des politisch-moralischen Bankrotts entziehen und die Reparationsleistungen nur auf Kosten der Besetzung und womöglich der Abtrennung wirtschaftlich ausschlaggebender Teile des Reiches verweigern. Sozialer Friede war von schwachen Regierungen, die sich des Militärs nur mit innerem Widerstreben bedienen und seiner auch nicht sicher sein konnten, nicht zu erzwingen. Und die Bedingungen politischer Befriedung wurden von den Siegern, namentlich von Frankreich definiert. Eine stabilisierungswirksame Verminderung der Staatsausgaben beschwor soziale Unruhe und politische Gewalt herauf und die Abwehr von beidem bedingte destabilisierende Staatsausgaben. Unter solch dilemmatischen Umständen war der Inflation erst dann Einhalt zu tun, als sie die Mark sämtlicher Funktionen beraubt, sich dadurch selbst unmöglich und eine Währungsreform unausweichlich gemacht hatte. Im Sommer 1923 war es soweit.

Währungsreform und Neuregelung der Reparationen

Die politischen Voraussetzungen einer Währungsreform waren eine handlungsfähige Regierung auf breiter parlamentarischer Grundlage und die Beendigung des Widerstandes an der Ruhr. Die SPD, die im Herbst 1922 die Rest-USPD in sich aufgenommen hatte, überwand sich dazu, mit der DVP, der DDP und dem Zentrum eine große Koalition zu bilden und das Kanzleramt dem nationalen, in industriellen Kreisen wohlgelitte-

nen DVP-Vorsitzenden Gustav Stresemann zu überlassen. Trotz ihrer stattlichen Reichstagsmehrheit ließ das Kabinett sich um der Geschwindigkeit nötiger Entscheidungen und Maßnahmen willen vom Parlament dazu ermächtigen, auf dem Verordnungswege zu regieren. Verordnungen ohne parlamentarische Bestätigung traten gleichrangig an die Stelle von Gesetzen, solange das Parlament nicht mehrheitlich deren Rücknahme verlangte. Im September wurde der »Ruhrkampf« abgebrochen, der sich inzwischen nicht nur für Deutschland als katastrophal, sondern auch für Frankreich als ganz und gar unergiebig und deshalb als höchst kostspielig erwiesen hatte.

Die Bildung und die Ermächtigung der Regierung sowie das Ende des Ruhrkampfes machten die Währungsreform möglich. Damit aus der Möglichkeit Gelingen würde, war zweierlei zu tun. Zunächst galt es glaubhaft zu machen, dass Geld wieder wertbeständig wäre, damit Geld als Tauschmittel wieder allgemein akzeptiert würde. Wenn das gelänge, galt es anschließend dafür zu sorgen, dass das Geld auch tatsächlich seinen Wert behielte. Dazu mussten die Triebkräfte der Nachkriegsinflation, die übermäßige staatliche Verschuldung samt Geldmengenvermehrung einerseits und die soziale und politische Friedlosigkeit als Treibsätze des Geldumlaufs andererseits außer Wirkung gesetzt werden.

Der Glaube in die Wertbeständigkeit der Mark war unwiederbringlich. Deshalb waren sich die Fachleute darin einig, dass eine neue Währung geschaffen werden müsste. Unsicher waren sie, womit das Vertrauen in die Wertbeständigkeit jener neuen Währung am verlässlichsten zu erwecken wäre. Die materielle Grundlage des Vorkriegsvertrauens in die Mark waren deren »Golddeckung« und die Versicherung gewesen, Banknoten jederzeit in jedem Wert und zu einem gleichbleibenden Austauschverhältnis (1 Mark = 0,358 g Gold) bei jeder Reichsbankstelle in Gold umtauschen zu können. Selbstverständlich war das keine ein für allemal unverbrüchliche Grundlage gewesen. Deckung und Versicherung rechtfertigten das Vertrauen nur so lange, wie die Geldpolitiker sich daran hielten und wie es unter dieser Bedingung keine Goldbestände im Übermaß gab. Im Kaiserreich war beides der Fall und Inflation etwas Unbekanntes gewesen. Die Deutschen erinnerten sich der anhaltenden Preisstabilität mit Wehmut und hielten die Golddeckung für deren Garanten. Deshalb gab es keinen Stoff, auf den sich Vertrauen in eine neue Währung besser gründen ließe als auf Gold. Unpassender Weise gab es aber in Deutschland nur noch Restbestände an Gold. Die Hauptbestände waren für den teilweisen Ausgleich der Leistungsbilanzdefizite im Krieg und in der Nachkriegszeit verwendet worden. Wenig hätte für den Gewinn und den Erhalt des Vertrauens in neue Banknoten verderblicher sein können als eine Versicherung, sie in Gold einlösen zu können, die sich als unhaltbar herausstellte. Einige rieten dennoch dazu. Die Regierung hielt jedoch nach einer anderen, ähnlich vertrauenerweckenden »Notendeckung« Ausschau und hoffte, sie schließlich im landwirtschaftlich genutzten Boden und im industriellen Anlagevermögen gefunden zu haben.

In dieser Hoffnung erging am 15. Oktober 1923 die »Verordnung über Rentenbank und Rentenmark«. Sie rief ein neues Emissionsinstitut im Eigentum der deutschen Unternehmenswirtschaft mit einem Stammkapital von 3,2 Milliarden Goldmark ins Leben. Das Kapital wurde in Gestalt von Schuldverschreibungen der Industrie und des Dienstleistungssektors sowie erster Hypotheken auf den landwirtschaftlich genutzten Boden eingelegt. Schuldverschreibungen und Hypotheken dienten als »Deckung« neuer Noten maximal gleichen Werts. Die Ausgabe jener Noten wurde mit der Zusicherung verbunden, sie auf Wunsch in ein ebenfalls neu geschaffenes Rentenpapier des Emissionsinsti-

tuts eintauschen zu können. Deshalb erhielt das Institut den Namen Rentenbank und die neue Währung den Namen Rentenmark. Deren Einlösbarkeit in Rentenbriefe sicherte natürlich noch weniger gegen inflationäre Preiserhöhungen und deren Wirkungen, als die Goldeintauschpflicht dagegen zu sichern vermochte. Auf derlei tatsächliche Sicherung kam es aber gar nicht an. Es kam darauf an, dass die Aussicht, die neuen Noten, wenn man ihnen nicht mehr traute, in – fiktive, aber nicht als fiktiv wahrgenommene – Anweisungen auf Boden und Sachkapital tauschen zu können, die Deutschen dazu bewegte, jene Noten zu akzeptieren und mit ihnen umzugehen, statt sie einzutauschen. Das gelang. Am 15. November 1923 begann die Emission der Rentenmark; die Noten wurden angenommen und blieben im Umlauf.

Die Rentenmark ersetzte die Papiermark übrigens nicht. Sie trat ihr an die Seite und vorübergehend in Konkurrenz zu ihr. Fünf Tage überließ man es scheinbar dem Markt, das Wertverhältnis zwischen beiden zu bestimmen. Scheinbar nur, weil die Regierung als Marktteilnehmer auf eine kräftige Abwertung der Papiermark hinwirkte. Tatsächlich sank deren Wert um weitere 40 Prozent. Daraufhin wurden am 20. November 1923 sowohl der Rentenmarkwert wie auch der Dollar-Wechselkurs der Mark fixiert. Künftig entsprachen eine Billion Papiermark einer Rentenmark und 4,2 Billionen Papiermark einem Dollar. Ein Dollar wurde zu 4,20 Rentenmark gehandelt. Das kam dem Vorkriegs-Wechselkurs des Dollars in Mark gleich und beschwor Erinnerungen an glückliche Zeiten herauf. Die Reichsbank sorgte nötigenfalls mit Devisenmarkt-Interventionen dafür, dass der Kurs stabil blieb.

Das hätte nicht gelingen können, wenn nicht auch die zweite Aufgabe der Währungsreform gelöst worden wäre. Die Preise durften nach der Ausgabe der neuen Geldzeichen nicht weiter steigen und deshalb durfte die Reichsregierung sich nicht weiter bei der Reichsbank verschulden. Am Tag nach der Rentenmark-Emission stellte die Reichsbank tatsächlich die Diskontierung von Reichsschatzwechseln ein. Die Reichsregierung erhielt 1,2 Milliarden Rentenmark und war aufgefordert, damit und mit dem laufenden Steueraufkommen ihre Ausgaben zu bestreiten, ohne sich ihren rechtlichen und moralischen Verpflichtungen zu entziehen. Auch das gelang. Es gelang unter der Voraussetzung des vorhergehenden Desasters und hatte deshalb vorher nicht gelingen können. Die entwertete Reichsschuld konnte mit einem kleinen Teil der Rentenmark-Dotation abgelöst werden. Dadurch entfiel der Schuldendienst. Die Reparationen waren während des Ruhrkampfes ausgesetzt worden und wurden nach dessen Abbruch in Erwartung einer grundsätzlichen Neuregelung nur rudimentär wieder aufgenommen. Außerdem sparte das Reich, indem es innerhalb eines halben Jahres seinen Personalbestand um 400.000 Beschäftigte reduzierte und die Löhne und Gehälter der verbleibenden Beamten, Angestellten und Arbeiter kräftig herabsetzte. Schließlich gingen drei Verordnungen, die einige Steuern erhöhten, andere neu ordneten und dabei für mehr Aufkommenssicherheit und schnelleren Zufluss sorgten, den Haushaltsausgleich auch auf der Einnahmenseite an. Unter diesen Umständen konnten im ersten Quartal des Jahres 1924 bereits 94 Prozent der bemerkenswert verminderten Reichsausgaben mit Steuern finanziert werden. Danach wurden sogar Einnahmenüberschüsse erzielt, wenn auch nur vorübergehend.

Das wäre ohne eine vertragliche Neuregelung der Reparationen nicht möglich gewesen. Das Scheitern des Versuchs, mit Gewalt an – je nach Sichtweise: vorenthaltene oder unaufbringliche – Reparationen zu gelangen, machte Frankreich derlei Neuwege-

lung unter der Bedingung geneigt, dass nicht der Umfang der Reparationen, sondern nur die Modalitäten ihrer Aufbringung neu geregelt würden. Anfang 1924 trat in Paris ein internationaler Sachverständigenausschuss mit der Aufgabe zusammen, einen Reparationsplan zu entwerfen, dessen Erfüllung weder den Ausgleich des Reichshaushalts noch die Stabilität des Wechselkurses der Mark gefährdete. Die USA traten aus der Isolierung heraus, in die sie sich nach Kriegsende willentlich zurückgezogen hatten, und übernahmen in der Person des Direktors ihres Budget Office Charles Dawes die Rolle eines Moderators. Im April präsentierte die Dawes-Kommission das Ergebnis ihrer Arbeit. Der Dawes-Plan erwies sich als der erste Regelungsvorschlag, über den zwischen Deutschland und den Reparationsgläubigern unaufgeregt und vernünftig gesprochen werden konnte. Das geschah im August in Paris. Deutschland nahm den Vorschlag bei dieser Gelegenheit durch Unterzeichnung des so genannten Dawes-Abkommens an.

Das Abkommen sah vor, dass Deutschland im nächsten Jahr Reparationen in Höhe von einer Milliarde Goldmark zahlte. Vom darauf folgenden Jahr an nahm der Betrag nach und nach zu, 1929 erreichte er 2,5 Milliarden Goldmark. Von da an blieb er auf vorerst unbestimmte Zeit konstant. Die Beträge entsprachen knapp zwei bis gut drei Prozent des Sozialprodukts und waren volkswirtschaftlich zu verkraften. Im Reichshaushalt hätten sie freilich schwerer als erträglich gewogen. Deshalb sollte nur die Hälfte über den Etat und die andere Hälfte von der Reichsbahn und der Industrie aufgebracht werden. Das konnte der Gefahr inflationärer Haushaltsdefizite infolge der inneren Aufbringung von Reparationen vorbeugen. Der weiteren Gefahr, dass der Transfer des Aufgebrachten ins Ausland mangels Devisenreserven unwiderstehlich auf den Wechselkurs der Mark drückte, sollte dadurch begegnet werden, dass immer nur so viel transferiert würde, wie aus Zahlungsbilanzüberschüssen verfügbar wäre. Die Differenz zwischen der inneren Aufbringung und dem Transfer sollte zugunsten der Reparationsgläubiger in Deutschland angelegt werden.

Das waren beträchtliche materielle Zugeständnisse an Deutschland. Sie mussten mit der Hinnahme immaterieller Zumutungen von Deutschland honoriert werden. Für den Fall von Leistungsverweigerung waren bestimmte Steuern an die ausländischen Gläubiger zu verpfänden. In die Verwaltungsräte der Reichsbank und der Reichsbahn mussten ausländische Mitglieder aufgenommen werden. In Berlin wachte künftig ein ausländischer Reparationsagent, der Amerikaner Parker Gilbert, über das Haushaltsgebaren des Reiches, sorgte für den Transfer der Reparationen und war – falls es sich ergab – für die Anlage von Reparationsleistungen in Deutschland zuständig. Ein souveränes Land tat sich mit dergleichen selbstverständlich schwer.

Der Transfer alsbald fälliger Leistungen wurde ihm hingegen mit Hilfe einer im Abkommen vereinbarten Auslandsanleihe spürbar erleichtert. Überdies führte die Anleihe der Reichsbank so viel Währungsreserven zu, dass die Rückkehr zur »Goldwährung« kein unkalkulierbares Wagnis mehr zu sein schien. Die Ermöglichung der Rückkehr war einer ihrer Zwecke. Die deutsche Wirtschaft sollte – zumindest nach angelsächsischer Absicht – wieder integraler Bestandteil einer liberalen Weltwirtschaft werden und die zur Vernunft gekommene deutsche Währung sollte sich in die wieder vom »Goldstandard« bestimmte Weltwährungsordnung einfügen. Letzteres wurde in engem zeitlichem, sachlichem und vertraglichem Zusammenhang mit dem Dawes-Abkommen im August 1924 vom deutschen »Bankgesetz« bewirkt. Das Bankgesetz zog die Mark aus dem Verkehr und führte die Reichsmark ein. Eine »Goldwährung« im eigentlichen Sinn des

Wortes wurde jene Reichsmark übrigens ebenso wenig, wie der Dollar, das Pfund und andere wichtige Währungen noch »Goldwährungen« im eigentlichen Sinn des Wortes waren. Der internationale »Goldstandard« war in Wirklichkeit ein Gold-Devisenstandard. Die Reichsmarknoten waren, von den Scheidemünzen abgesehen, alleiniges Zahlungsmittel und teilten sich diese Eigenschaft nicht, wie dies vor dem Krieg die Marknoten getan hatten, mit Goldmünzen. Sie mussten freilich auf Verlangen von jeder Reichsbankstelle in Gold *oder* bestimmte Devisen eingetauscht werden. Außerdem war die Reichsbank gesetzlich dazu verpflichtet, 40 Prozent des Werts der umlaufenden Noten mit Gold *oder bestimmten* Devisen zu »decken«. Der Goldwert der Reichsmark lag grundsätzlich fest und konnte nur durch Gesetz geändert werden. Die Reichsbank durfte der Reichsregierung von Gesetzes wegen nicht mehr als 100 Millionen Reichsmark Kredit geben.

Das Bankgesetz, in dem dies alles zu verbindlicher Beachtung stand, hatte einen eigentümlichen und folgenreichen Status. Es galt als Bestandteil des Dawes-Abkommens und durfte deshalb nur mit Zustimmung von dessen Signatarmächten geändert werden.

Die Entfernung der Republik von ihren politischen Ursprüngen

Inzwischen hatte die deutsche Wirtschaft die akuten Produktions- und Beschäftigungsprobleme überwunden, die der Einmarsch ins Ruhrgebiet herbeigeführt hatte und die von den realwirtschaftlichen Wirkungen der Stabilisierung weitergetragen worden waren. Im Sommer 1924 begann die kurze Phase relativer Prosperität, die der Weimarer Republik zwischen den Wirren der Inflation und dem Desaster der großen Krise vergönnt war. Zugleich gewannen die politischen Verhältnisse an – ebenso relativer – Ruhe und Stetigkeit. Im Herbst 1924 wurde infolge eines zollpolitischen Konflikts, der sich zu einer Auseinandersetzung über die verfassungs- und die außenpolitischen Grundlagen der Republik von Weimar ausweitete, zwar der Reichstag aufgelöst, der kaum ein halbes Jahr zuvor gewählt worden war. Der alsbald neu gewählte Reichstag hielt dann aber über gelegentliche Veränderungen der Regierungskoalition und Neubildungen der Regierung hinweg die ganze Legislaturperiode durch. Bei der Regierungsbildung im Winter 1924/25 machte die Republik allerdings einen weiteren Ruck nach rechts. Das Regierungsbündnis schloss die SPD aus und statt ihrer die DNVP neben dem Zentrum, der DDP und der DVP ein. An der Zahl der Wählerstimmen gemessen war die DNVP sogar die stärkste Kraft darin.

Wenige Monate später wurde der Rechtsruck gleichsam bestätigt. Ende Februar 1925 starb Reichspräsident Friedrich Ebert an einer akuten Bauchfellentzündung und an den persönlich-politischen Wunden, die ihm die Feinde der Republik in blindem, verachtungsvollem Hass zugefügt hatten. Nach zwei Wahlgängen trat der – auch politisch – steinalte und feldgraue nationalkonservative Weltkriegsgeneral Paul von Hindenburg an die Stelle des sozialdemokratischen Sattlermeisters, der Deutschland auf seine, wahrscheinlich zeit- und umstandsgemäße Weise zwischen Entschiedenheit und Bedenken, Gelingen und Versagen hindurch aus den politischen Zuständen, die Hindenburg personifizierte, in eine politische Verfassung überführt hatte, die ihres populären Repräsentanten noch immer schmerzlich entbehrte. Statt solchen Repräsentanten bekam die Republik einen »Ersatzkaiser«. Das war bedenklich, musste aber nicht notwendig von Nachteil sein. Wenn Hindenburg lauterem Sinnes die Rolle mit integrierender Kraft